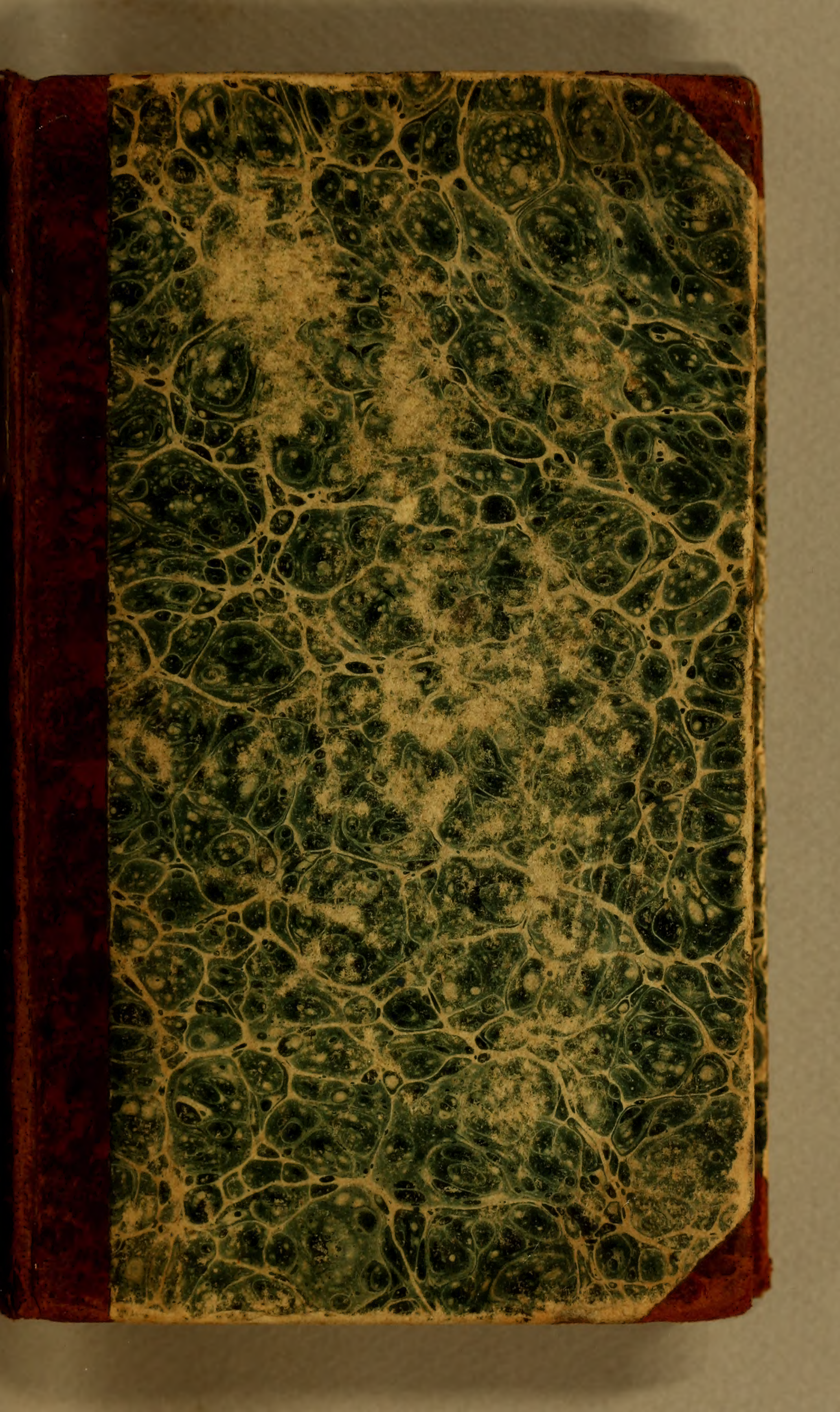
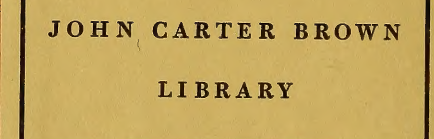
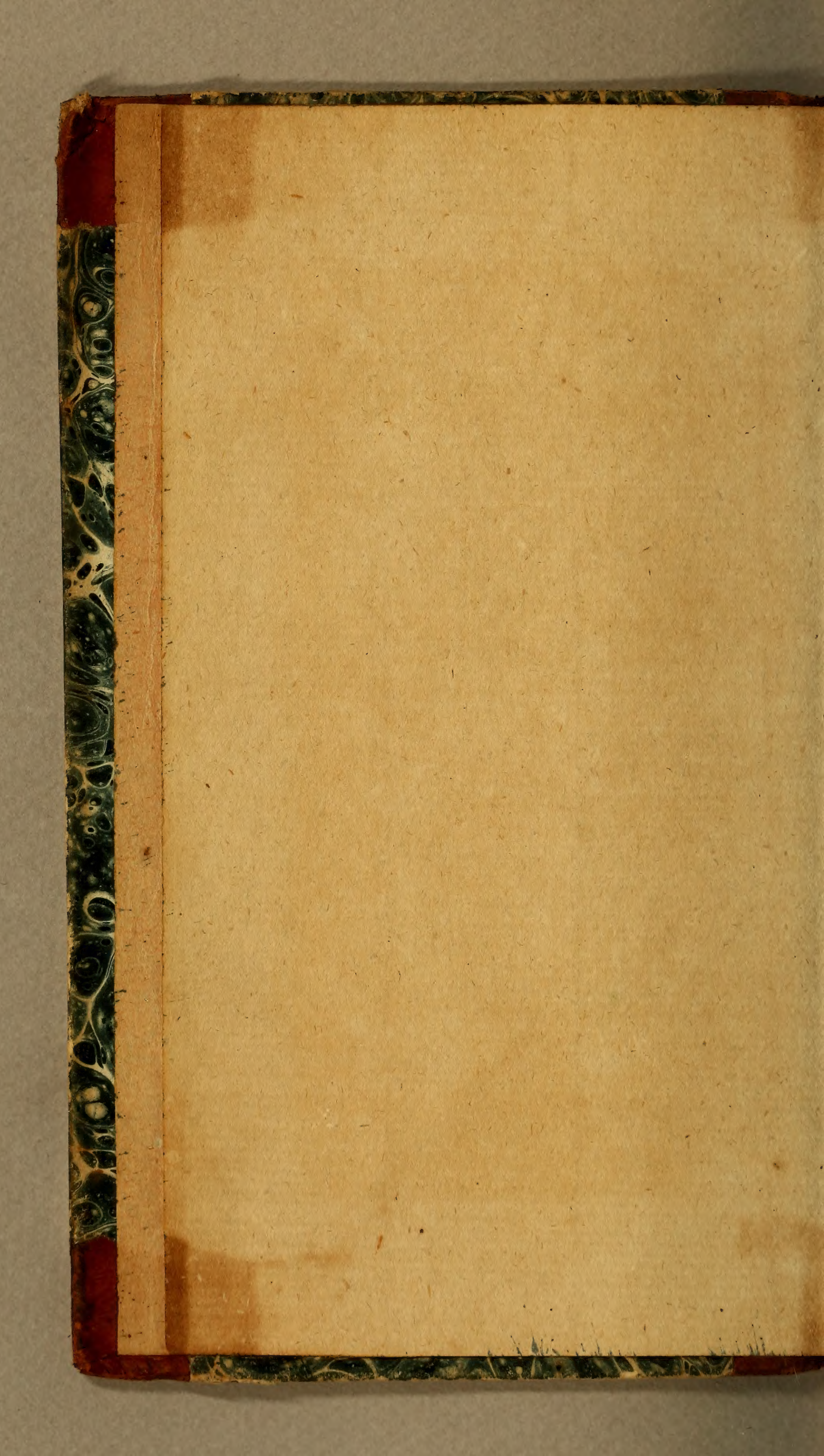
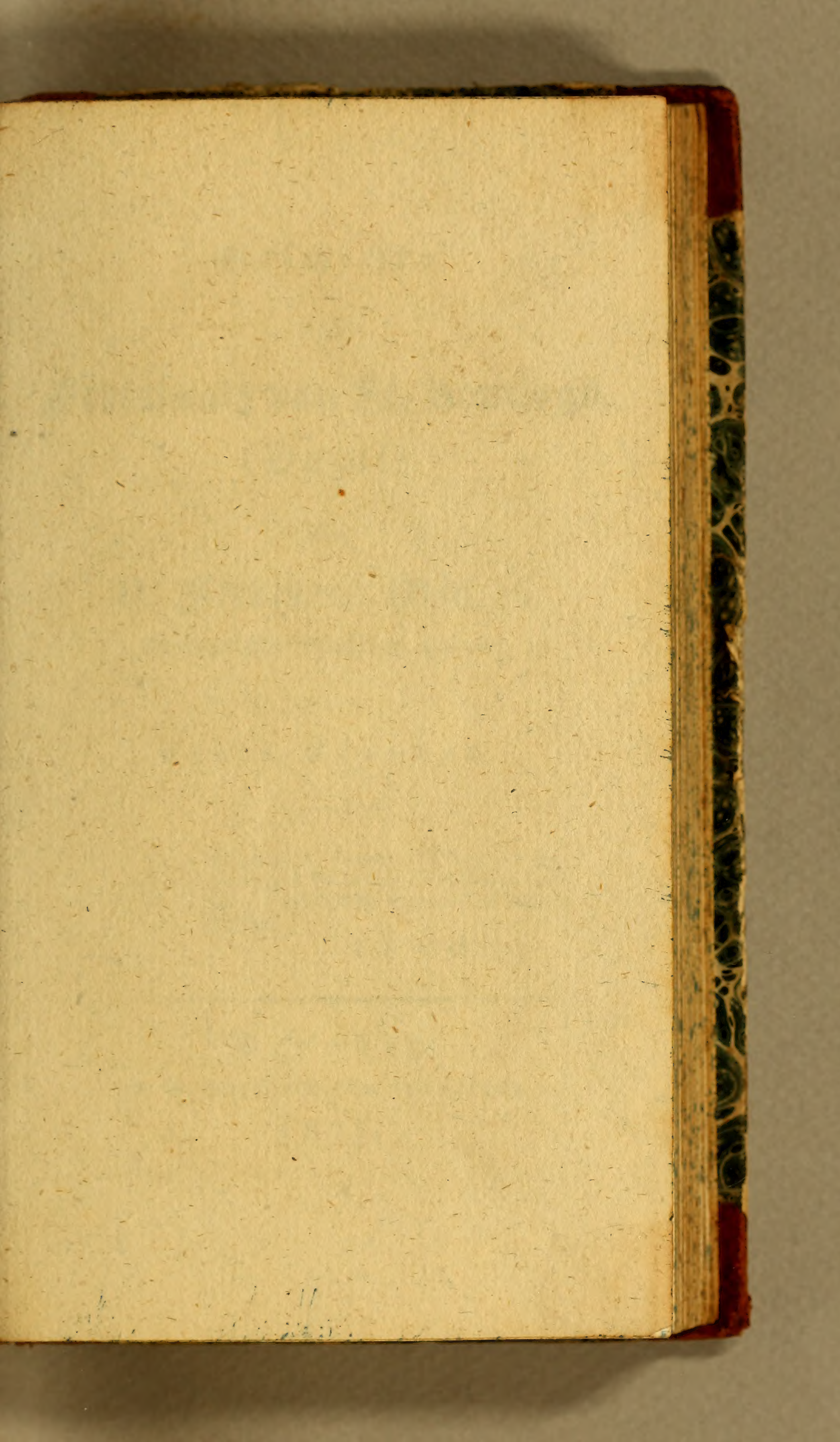










die letzte Periode in der Geschichte der Flibustier, deren Untergang und Ausrottung offenbar im Plan der französischen Regierung lag, wie man aus den lebensgefährlichen Aufträgen sieht, zu welchen sie dieselben brauchte; sehr viele waren schon früher bei ähnlichen Verwendungen nach dem Südmeer umgekommen.

Die Lage der französischen Colonisten wurde auf St. Domingo mit jedem Tage beklagenswerther. Die Regierung schien sie völlig vergessen zu haben. Sie waren nicht weiter im Stande, den Spaniern den mindesten Widerstand zu leisten, und schon trafen diese Anstalten, die elenden Niederlassungen ihrer gesunkenen Nebenbuhler wegzunehmen, als die Nachricht von dem Ryßwicker Frieden auf St. Domingo ankam, und einen Strahl der Hoffnung in die Gemüther warf. Spanien trat, vermöge des abgeschlossenen Friedens, einen beträchtlichen Antheil von St. Domingo an Frankreich ab; allein die Drangsale, welche während so vieler Jahre auf den Colonisten gelastet, hatten auch die Zahl derselben sehr beträchtlich vermindert. Es war so weit gekommen, daß der südliche Antheil, einer der ausgedehntesten Besitzungen, kaum noch einige armselige Hütten enthielt, in welchen etwa gegen hundert Bewohner ihr trauriges, halb bewußtloses Leben hinschleppten.

Ende des ersten Bändchens.

Geschichte des Freistaats von St. Domingo, (Hayti)

von

D. Ferdinand Philippi,

Großherzoglich Sächsischem Hofrath.

Zweites Bändchen.

Sä't in die Zeiten der Zukunft
Guten Saamen! Es reift das Gute, das Große nur langsam,
Aber es reift gewiß zur herrlich erquickenden Ernte.

Conz.

Dresden
P. G. Hilschersche Buchhandlung.
1826.

Dritte Periode.

Entstehung und Untergang einer Gesellschaft, welche die Wohlfahrt und Bevölkerung der Insel befördern sollte. — Blick auf die herrschenden Sitten und Regierungsgrundsätze.

Nach dem Frieden von Ryßwick schien sich endlich Frankreich zu erinnern, daß es Colonien habe; es spürte eine Anwandlung von Willenslust, den Zustand derselben zu verbessern. Da aber die meisten, wo nicht alle Handlungen der Minister, damals den Stämpel der Mittelmäßigkeit trugen, so wußten sie auch jetzt nichts anderes zu thun, als den südlichen Theil von St. Domingo auf den Zeitraum von dreißig Jahren an eine Gesellschaft abzutreten; sie erhielt den Namen St. Louis und gewann die erwähnten Besitzungen unter folgenden Bedingnissen. Sie sollte eine Kasse von 1,200,000 Franken bilden, und aus derselben einen Schleichhandel mit den Kolonisten des spanischen Antheils treiben; innerhalb fünf Jahren das abgetretene Gebiet mit 1500 Weißen und 2500 Schwarzen bevölkern; allen denen Ländereien überlassen, die dergleichen verlangen würden, und ihnen Sklaven verkaufen, die erst drei Jahre nachher bezahlt zu werden brauchten.

Diese Gesellschaft, deren Vorrecht darin bestand, in dem Theile der Insel, der ihr abgetreten worden war, ausschließend kaufen und verkaufen zu dürfen, erhielt sich bis 1720, wo sie ihren gänzlichen Untergang fand. Ihre Vorrechte gingen auf die indische Gesellschaft über, denn die Regierung kannte damals nichts als Pächter; ohne Einführung von Monopolen schien ihr die öffentliche Wohlfahrt unmöglich. Indessen machte der Anbau der Insel schnelle Fortschritte. Der Friede von Utrecht 1713 kündigte die Periode eines neuen dauerhaften Glücks an; von mehrern Seiten blühten fröhliche Hoffnungen auf. Da fiel plötzlich ein unerwarteter harter Schlag; alle Cacaobäume der Colonie gingen 1715 zu Grunde. Von Dogeron waren 1665 die ersten gepflanzt worden. Dieses Gewächs hatte sich seit der Zeit beträchtlich vermehrt, besonders an den westlich gelegenen Bergschluchten; einige große Pflanzungen enthielten bis 20,000 Bäume.

Dieser Verlust war unermeßlich; doch der günstige Fortgang des erneuerten und anderweitigen Anbaues schien ihn mit Wucher zu ersetzen, als 6 Jahre später die Colonie von neuen Unfällen heimgesucht wurde. Um 1720 ungefähr waren viele Colonisten, die ihre Jugend unter dem brennenden Himmel St. Domingo's zugebracht hatten, um sich ein glückliches Alter zu sichern, nach dem Mutterlande zurückgekehrt, mit bedeutenden Ladungsgütern, die sie hier gegen Geld umsetzen wollten. Die Bank des Schottländers Law war eben gegründet worden; ihre Producte wurden ihnen in Papieren bezahlt, die bei dem Umsturze jenes finan-

ziellen Luftschlosses in ihren Händen bis auf Nichts herabsanken. Dieses drückende Mißgeschick zwang sie, arm auf dieselbe Insel zurückzukehren, die sie reich verlassen hatten; sie mußten nun im vorgerückten Lebensalter die Stellen von Oeconomen bei denselben Personen nachsuchen, die früher in ihren Diensten gewesen waren. Der Anblick so großer Zerrüttungen verbreitete gegen das Lawsche System und die indische Gesellschaft, die man für diese unheilvolle Finanzoperation verantwortlich machte, den gerechtesten Abscheu. Es ist merkwürdig, daß St. Domingo die Anerkennung seiner Freiheit von Seiten der französischen Regierung fast einem eben so verderblichen Finanzplan, der Reduction der Renten, verdankt. Denn um diese Maßregel mit Nachdruck zu betreiben, stand man von dem Gedanken ab, die Insel wieder erobern zu wollen; unter günstigern Zeitumständen wäre man wahrscheinlich zum Kriege geschritten.

Die indische Gesellschaft hatte seit zwei Jahren den ausschließenden Negerhandel erhalten, unter der Verbindlichkeit, jährlich 2000 Schwarze herbeizuschaffen, während kaum ein fünfmal so starker Zufluß für die Bedürfnisse der Colonie hinreichte; auch erhöhte der Mangel an Sclaven den Preis derselben. Das Mißvergnügen brach 1722 gewaltthätig aus; die Colonisten griffen zu den Waffen, und kehrten sie gegen die Beamten, die durch ihren Uebermuth die Erbitterung gegen die Herrschaft des Monopols noch vermehrt hatten. Die Gebäude der indischen Gesellschaft wurden verbrannt, ihre Schiffe sollten nicht mehr zugelassen

werden. Der Gouverneur, der diese Unruhen beilegen wollte, wurde verhaftet, und der Aufstand nahm einen so drohenden Character an, daß die Empörer nur erst nach langen Unterhandlungen zu ihrer Pflicht zurückgebracht werden konnten. Der Herzog von Orleans, damals Reichsregent, gab ein großes Beispiel der Mäßigung; er litt nicht, daß die Urheber und Förderer des Aufruhrs aufgesucht und bestraft würden. Durch dieses Mittel beruhigte er die Gemüther viel schneller, als wenn er den Gegenkämpfen ein freies Feld geöffnet hätte; und seitdem schritt die Wohlfahrt der Colonie mächtig vor, ohne daß die folgenden Kriege dieselbe aufhielten. Das Jahr 1724, in dem die Bewegungen gegen das System der Gesellschaft aufhörten, schien dem Handel von St. Domingo glücklichere Zeiten zu versprechen. Indessen ging nur ein Theil der mit gutem Recht gehofften Verbesserungen in Erfüllung; der einzige Vortheil, der aus der neuen Ordnung der Dinge entsprang, bestand darin, daß von nun an sämmtliche französische Besitzungen nach denselben Handelsgesetzen regiert wurden, d. h. daß man allen Unterthanen der Krone Frankreichs freie Ein- und Ausfuhr erlaubte mit Vorbehalt der Rechte des Fiscus, die anfänglich von der Tonne 6 Franken betrugen. Ein Beschluß vom 9. December 1669 hatte diese Gebühr in fünf Procent des Waarenpreises verwandelt; im Junius 1671 waren diese auf drei herabgesetzt worden, und bei dieser Abgabe ist es bis zum Ausbruche der Revolution 1789 geblieben.

Eine Auflage von dieser Beschaffenheit wäre

nicht übermäßig gewesen, wenn die Verbotsgesetze gegen jeden fremden Handel die Herrschaft der Vorrechte nicht unter anderer Form zurückgeführt hätten, und eben die Vertilgung derselben sollte, wie es schien, durch die Aufhebung der den Gesellschaften bewilligten Patente erreicht werden. Es fand aber gegen sonst nur der Unterschied Statt, daß jetzt nicht mehr eine Privatgesellschaft die Erzeugnisse Westindiens für ihren Vortheil ausführte, sondern daß der ganze Handel Frankreichs bei diesem Monopol betheiligt war; und nach dem falschen Grundsatze, daß eine Colonie vor allen Dingen den Zwecken des Mutterlandes dienen müsse, wurde nur die Habsucht des letztern berücksichtigt, und die Beschwerde der erstern überhört.

Englands Beispiel und das Glück, dessen seine Colonien unter dem Bestande der Verbotsgesetze genossen, hatte die unüberlegte Annahme derselben in Frankreich herbeigeführt; es war der damaligen französischen Staatskunst genug, daß jene auf Jamaica Früchte trugen, um sie auch auf St. Domingo anzuwenden; und gleichwohl war die verhältnißmäßige Lage der beiden Staaten wesentlich verschieden. England, das die Häfen seiner Inseln den fremden Lebensmitteln und Erzeugnissen verschloß, besaß auf dem nordamerikanischen Festlande ausgedehnte, bevölkerte Gebiete, reich an Vieh, Bauholz und Eisenbergwerken; seine Flotten beherrschten das atlantische Meer, und sein Welthandel sicherte den Kaufleuten des Mutterlandes den Absatz derjenigen Lebensbedürfnisse, welche seine Colonisten in ihren Häfen den Neutralen nicht über-

lassen durften. Frankreich hatte umgekehrt auf dem amerikanischen Festlande nur Canada und Missisippi; beide Länder waren noch unbebaut, überaus schwach bevölkert, schlecht vertheidigt, ohne Canäle, ohne Hülfskräfte der innern Schifffahrt, und immerwährend bedroht von der ganzen Macht Englands. Dennoch hoffte Frankreich, daß diese beiden Colonien zur Versorgung seiner Zuckerinseln hinreichen würden, deren ergiebiger Boden alle Reichthümer hervorbrachte, diejenigen ausgenommen, deren Monopol beim Ueberflusse aller andern den Sieg des Elends vollendet. Missisippi und Canada sollten sämmtliche französische Besitzungen des westlichen Archipel mit Vieh, Reiß, Eingesalzenem, Geräthschaften versehen, und diese Länder hatten oft selbst nicht genug für den eigenen Verbrauch. In Kriegszeiten setzte dieses falsche System, das schon im Frieden verderblich war, die Colonien einer ununterbrochenen Einschließung aus. Als Frankreich 1745 über den Sieg bei Fontenoy jauchzte, waren die Inseln des neuen Indiens allen Schrekken der Hungersnoth preisgegeben. Diese Drangsale erneuerten sich 1756, als nach dem Aachner Frieden zwischen den europäischen Mächten der Krieg in helle Flammen aufloderte.

Man mußte auf den Inseln im Winde und auf St. Domingo für ein Faß Mehl, das noch lange nicht zwei Zentner wog, gegen 600 Franken zahlen, ein Stückfaß Bordeauxwein kostete bis auf 1200 Franken, also das Zehnfache des Preises im Mutterlande; dabei war der Centner Zucker auf 3 Franken gefallen, der Centner Kaffee galt nicht

viel mehr als zehn Franken, und ein Paar Schuhe hatten den Tauschwerth von 1500 Pfund rohen Zuckers.

Das Elend der Colonisten stieg mit der Anzahl ihrer Sclaven; sehr viele Pflanzer erlaubten ihren Schwarzen zu arbeiten, wo sie wollten, weil sie dieselben nicht mehr ernähren konnten; diese Unglücklichen starben aus Mangel an Beschäftigung größtentheils den Hungertod. Der Pariser Friede, der 1763 abgeschlossen und zufolge dessen Canada und Missisippi abgetreten wurde, schien den Zuckerinseln eine neue Ordnung der Dinge anzukündigen. Guadeloupe, Martinique, Grenade, St. Vincent, St. Lucie, von den Engländern seit einiger Zeit genommen, hatten sich damals ziemlich von ihren Verlusten erholt, ohne dieselben vergessen zu haben. St. Domingo, das jenen Eroberern entgangen war, stand auf dem Punkte, sie in seine Mitte zu rufen. Mehr als die Hälfte der Sclaven war umgekommen, der Boden ohne Anbau; die Verwaltung der Colonien konnte sich nicht zu einem offnen Bruch der Gesetze von 1727 entschließen; indessen zwang die klägliche Lage der Insel die Regierung zur Nachsicht gegen den Schleichhandel, der sich von allen Seiten festsetzte und ausbreitete.

Dieses Gegenmittel, oder vielmehr dieser Nothbehelf, konnte die Uebel der Colonie natürlich nicht in der Wurzel heben; die Folge davon war eine wachsende Unsicherheit der schwankenden Verhältnisse. Zahlreiche Gesuche ließen sich auf einmal vernehmen und drangen über's Meer, um die Un-

terdrückung eines Gesetzes zu verlangen, das so traurige Früchte trug. Man stützte sich bei diesen Forderungen besonders auf die Abtretung der Colonien auf dem Festlande, durch welche die Handhabung der früher festgesetzten Verbote gegenwärtig ihren Gegenstand verloren hatte.

Nach 2 Jahren ordnete der Staatsrath durch den Beschluß vom 29. Julius 1767 zwei Niederlagen in den französischen Colonien an, und erklärte für die Inseln im Winde den Hafen auf St. Lucie für neutral, so wie den des Molo von St. Nicolas für St. Domingo. Dem Fremden war bloß erlaubt, Reiß, Holz, Gemüse und lebendige Thiere einzuführen; Fleischspeisen, gesalzene Fische und Geräthschaften aller Art blieben nach wie vor ausgeschlossen.

Die Kaufleute innerhalb der Häfen traten laut gegen diesen Beschluß auf; ihre Klagen waren umsonst, die Verordnung wurde vollzogen.

Die Erfahrung bewies, daß man auf die genommenen Maßregeln zu viel gerechnet hatte. Der gehoffte Vortheil löste sich fast ganz in Nichts auf, weil man langsam zu Werke ging und die Küstenfahrt zwischen den verschiedenen Theilen der Insel und den beiden einzigen Häfen, wo das Auflagern erlaubt war, Schwierigkeiten hatte. Außerdem vertheuerten häufige Seeschaden, die Kosten eines doppelten Transports und die des Lagerns die Gegenstände sehr beträchtlich in Vergleich zu ihrem wirklichen Werth.

Der Schleichhandel, der jederzeit aus einer Ordnung der Dinge entsteht, die den Kaufpreis über

das Verhältniß des wahren Werths hinauftreibt, nahm einen neuen Umschwung auf Kosten des innern Handels der Inseln. Die Unerfahrenheit der Urheber des Beschlusses von 1767 gab sich in der Wahl des Molo von St. Nicolas noch fühlbarer kund; denn da ihn eine sechzig Meilen lange Strecke vom Cap trennte, so bot er den Wachtschiffen des Staatseigenthums keine Sicherheit dar, vorzüglich um die stürmische Zeit der Nachtgleichen, und außerdem erleichterte er die verstohlenen Unternehmungen der Schleichhändler.

Die Küstenfahrer, welche die Syrupe und Zukkerbranntweine der Insel nach der Rhede bringen sollten, nahmen unter diesem Vorwande soviel Zukker, Caffee, Indigo mit, als sie zusammenbringen konnten. Leute wie sie, von allen Klassen und allen Völkern, fügten den Colonisten der Ufergegenden beträchtlichen Schaden zu; sie verbreiteten sich längs der ganzen Küste, und kauften während der Nacht Lebensmittel, welche sehr oft die Sclaven ihren Heern gestohlen hatten. Einige unter ihnen entführten Neger in ihren Fahrzeugen und verschwanden, um diese Unglücklichen ohne Zweifel in den fremden Besitzungen des Archipels wieder zu verkaufen.

Als man sich für die Errichtung einer Niederlage am Molo von St. Nicolas entschied, schmeichelte man sich mit der Aussicht, daß die daraus entspringende Küstenfahrt für künftige Kriege eine Menge erfahrner Matrosen liefern würde; als aber die Feindseligkeiten zwischen Frankreich und England ausbrachen, wurden die Küstenfahrer, welche

die Hoffnung eines schnellen Gewinnes auf die Insel gezogen hatte, plötzlich unsichtbar. Ein Theil derselben bereicherte sich auf den feindlichen Kaperschiffen und erinnerte sich nur an die Gastfreundschaft der französischen Inseln, um die wohlbekannten Küsten derselben zu plündern.

Noch von einer andern Seite wurde der französische Hof in seiner Absicht getäuscht, auf diesem Wege den Preis derjenigen Waaren herabzudrücken, deren Einfuhr erlaubt war, und den Colonisten einen schnellen Absatz in Syrup und in den andern Erzeugnissen zu verschaffen, worüber dem Mutterlande kein Vorrecht eingeräumt worden war.

Die am Molo von St. Nicolas wohnhaften Kaufleute, vereinigt durch einen förmlichen Bund, bestimmten nach ihrem Vortheile und Gutdünken den Preis der eingebrachten Gegenstände, und sie hatten ihre Maßregel dergestalt genommen, daß kein fremdes Lebensbedürfniß in andere Hände als die ihrigen kommen konnte. Sie waren zugleich auch als Verwahrer aller aus dem Innern kommenden Tauschwaaren aufgetreten. Aus ihren Magazinen gingen die auswärtigen Lebensmittel in die Schiffe der Küstenfahrer, und aus diesen Schiffen in die Hände der Kaufleute des Cap über, die also erst das dritte Geschäft damit machten, und gegen einen zehnfach erhöhten Preis oft noch schadhaftes Gut erhielten. Die Syrupe nahmen im entgegengesetzten Sinne dieselben Wege; es geschah nicht selten, daß Reiß, wofür der Kaufmann des Molo, der es aus Neuengland bezog, 15—18 Franken bezahlt hatte, bei der unmittelbaren Verwendung

zum Genuß 60 bis 70 Franken kostete; und daß umgekehrt der Syrup, den der Colonist dem Kaufmann des Cap für den Tauschwerth von 25—30 Sous hatte hingeben müssen, im Molo von St. Nicolas beim Verkaufe bis auf 40 Franken stieg. In kurzer Zeit häufte sich das Vermögen auf diesem unbebauten Felsen und in dem Sitze der Regierung; aber der Wachsthum desselben fand nur Statt auf Kosten des öffentlichen Reichthums, und das Monopol, welches zwar auf einzelnen Punkten Reichthümer schuf, richtete nichts desto weniger die Colonie zu Grunde, indem es zugleich durch die Kostbarkeit der angelegten Fesseln den fremden Handel vertrieb.

Kurz, die Errichtung einer Niederlage auf dem Molo von St. Nicolas führte nicht alle die Vortheile herbei, die daraus hätten entspringen können, und verursachte große Uebel, besonders durch den Umstand, daß sie eine Menschenklasse unterhielt, die in Friedenszeiten die Diebstähle der Neger verhehlte, und während des Krieges den Feinden Frankreichs diente. So trat auch hier die Wirkung aller halben Maßregeln ein, dem Guten nur eine enge Thür zu öffnen, und den Mißbräuchen freien Lauf zu lassen.

Es dürfte schwer fallen, den Betrag des Schleichhandels, der von dieser Niederlage ausging, richtig zu schätzen, da die Lage derselben eine ununterbrochene genaue Bewachung unmöglich machte; auch griff diese zu keiner Zeit vollkommen durch. Man kann jedoch vielleicht ohne Uebertreibung für die im Schleichhandel gemachten Geschäfte 15 bis 20 Mil-

lionen Franken annehmen. Es ist übrigens zu bemerken, daß, ungeachtet dieses ungeheuern Eintrags, welchen der regelmäßige Handel erlitt, die Ausfuhr auf französischen Schiffen bis dahin zu keiner Zeit höher gestiegen war, wiewohl sie noch eine beträchtliche Steigerung erlaubte, hätte man umfassendere Gesichtspunkte genommen, und nicht durch die Beschränktheit derselben dem Betruge das Recht der Nothwehr aufgedrungen.

Man sollte meinen, der geringe Erfolg des Beschlusses von 1767 müßte die Regierung über die ihm anhaftenden Uebel schnell aufgeklärt und zu Gegenmitteln vermocht haben. Indessen verflossen acht Jahre, ehe man an eine Verbesserung dachte. Es ereignete sich um diese Zeit ein großes Unglück, das eine große Lehre geben konnte. Im Junius 1770 wurde die ganze Insel Domingo von einem Erdbeben erschüttert, wie keins seit Menschengedenken die Antillen heimgesucht hatte, wo dergleichen Naturereignisse eben nicht selten sind. Jede Erntehoffnung wurde vernichtet; fast nirgends waren die öffentlichen Gebäude und Privatwohnungen stehen geblieben. Port-au-Prince litt besonders von diesem entsetzlichen Mißgeschick. Diese kaum seit 20 Jahren gegründete Stadt wurde von Grund aus zerstört.

Alle Klassen des Volks und sämmtliche Behörden irrten in Staub- und Schwefelwolken auf den Trümmern umher, und stießen das Klaggeschrei der Verzweiflung aus. Mit Tagesanbruche trat die Furchtbarkeit ihrer Lage in ein noch helleres Licht; sie versammelten sich auf dem Regierungs-

plaze; zahlreiche Gefangene, unter ihnen viele Rebellen, die dem Tode entronnen und der Freiheit wieder geschenkt worden waren, warfen sich dem Gouverneur und Intendanten zu Füßen. Die Sclaven boten, indem sie ihre Herren mit allen Zeichen des Schmerzes umringten, das rührendste Schauspiel dar, welches stärker für die Treue der einen, als für die Menschlichkeit der andern zeugte. Die Sclaven wurden seit dieser Schreckenszeit nicht besser behandelt, und die Gefangenen entweder in Freiheit gesetzt, oder Strafen überliefert, welche die erschütterte Natur, um einen fremden Ausdruck zu entlehnen, wie es schien, ihnen hatte ersparen wollen, indem sie die Mauern ihrer Kerker einstürzte.

Man fürchtete eine Hungersnoth und keine Empörung. Ein Bürger, dessen Eifer Lob verdient, schlug die Einschiffung nach Jamaika vor; er wollte sein Vermögen und seinen Credit — beide waren beträchtlich — zu Hülfsleistungen anwenden, aber die Capitäne der auf der Rhede liegenden Schiffe widersetzten sich mit der Erklärung, daß sie für 14 Tage Lebensmittel hätten, und daß während dieser Frist Schiffe aus Frankreich ankommen könnten, zu deren Nachtheil man dem Handel mit England keine Befugniß leihen dürfe. Man brauchte Zeit, um die Backöfen wieder herzustellen, die Capitäne wurden auf ihren Schiffen zu Bäckern, und vertheilten Brod ans Volk gegen versprochene Zahlung. Man achtete weder auf die Beschaffenheit, noch auf den Preis; jene war schlecht und dieser ausschweifend. Sobald als es Oefen gab, und man in der

Stadt wieder Brot backen konnte, steigerten die Capitäne den Preis des Mehls; es bedurfte der Gewalt und der Drohungen, um ihnen eine erträgliche Taxe abzudringen. Es gab viele Arme in der Stadt; die französischen Handelsagenten verlangten mit Wucher den Gelderſatz des Brotes zurück, welches unglückliche Familien in der Noth hatten borgen müſſen. Jene schritten auf allen Wegen ein; sie nannten ihre Forderungen heilige Schulden, und weil man den Tag vorher ernährt worden war, so mußte man nach ihrer Meinung ohne Seufzer sich für den folgenden Tag derjenigen Mittel berauben, von denen das Leben abhangt. Die Regierung mißbilligte zwar das Betragen derselben, leistete ihm aber durch ihre Strenge Vorschub; man murrte, aber man mußte zahlen, und diese Beklagenswerthen bekamen noch während ihres Aufenthalts unter Zelten die Weisung zu hören, daß es bereits wieder Gefängnisse gäbe.

Frankreich genoß damals auf allen Meeren der alten und neuern Welt einen tiefen Frieden, dennoch trafen auf St. Domingo in diesem Jahre weniger Schiffe ein, als je. Die Colonisten gaben dem Mutterlande Schuld, daß es auf die verwüstende Trockenheit ihrer Insel ein Augenmerk gerichtet, und deshalb gefürchtet habe, seine Fahrzeuge möchten von dort ohne Fracht zurückkehren, wenn man Lebensmittel zuführen würde.

Die unglücklichen Sclaven im Norden St. Domingo's litten die fürchterlichste Hungersnoth; diese dehnte ihre Verheerungen auch auf die zugehörigen Ortschaften von Fort Dauphin, Gros Morne, Jean

Nabel aus. Bei dem gänzlichen Mangel an Kabeljau und dem außerordentlichen Verluste an Vieh, welches eine schreckliche Seuche auf den Grasungen der Spanier hinraffte, fingen diese an, alle ihre kranken oder todten Thiere einzusalzen oder zu räuchern, und in die französischen Niederlassungen zu bringen. Diese Nahrung theilte den Sclaven den Keim der Krankheit mit, wovon das Vieh angesteckt war. Eine Art Pest verbreitete sich über das ganze benachbarte Gebiet der Spanier und der von ihnen betretenen Wege, so wie über die Gegenden, wo die Sclaven diese Giftspeisen gekauft hatten. In weniger als sechs Wochen kamen mehr als 15,000 weiße und schwarze Colonisten an dieser grausamen Krankheit um, und ihre verderbliche Wuth legte sich nur erst, als die oberste Verwaltungsbehörde, die Obrigkeit und die Einwohner alle ihre Kräfte gegen die Landplage vereinigten, welche die spanische Habsucht eingeführt hatte.

Außer den zahlreichen Opfern der Krankheit starben wenigstens 15,000 Neger vor Hunger, und die Flucht der Sclaven in die Wälder und Gebirge nahm in den nördlichen Besitzungen so zu, daß sie ernstliche Besorgniß für die Sicherheit der Colonie erregte.

Nach einem solchen Elende schien der Anbau des Zuckers aus Mangel an Arbeitern gänzlich aufhören zu müssen, auch den in den Pflanzungen noch übrigen Negern drohten die fehlenden Lebensmittel mit einem nahen Tode. Die Kaufleute in den französischen Häfen suchten sich, wegen der Hülflosigkeit, worin sie die Colonie gelassen, da-

mit zu entschuldigen, daß die Colonisten einen heimlichen Handel mit den Fremden trieben. Die Colonisten wälzten die Schuld ihrer Verbindungen mit dem Auslande auf die Nothwendigkeit der drückenden Lage, worein sie das französische Handelssystem versetzt hatte.

Von der einen Seite hörte man nicht auf, die Aufhebung der beiden erwähnten Niederlagen nachzusuchen, von der andern wünschte man wieder noch mehrere und besonders in Absicht auf die Oertlichkeit eine zweckmäßigere Wahl.

Zwischen den Abgeordneten des französischen Handels und des Colonialinteresse kam es zu Erklärungen, durch welche jede der streitenden Parteien ihren persönlichen Vortheil feststellen wollte; es war schwer, zwischen den entgegengesetzten Ansichten die rechte Mitte herauszufinden; die französische Regierung schwankte unentschieden und kraftlos von einer Richtung zur andern.

Der Krieg zwischen England und seinen nordamericanischen Colonien hatte damals einen lebhaften Fortgang; die Engländer bedeckten das atlantische Meer mit Fregatten, die fast alle englisch-americanischen Fahrzeuge wegnahmen, von denen St. Domingo einige Unterstützung hoffen konnte. Die Nordamerikaner, ganz mit ihrem Land- und Seekriege beschäftigt und gezwungen, ihren Fischfang und ihre Handelsschifffahrt aufzugeben, konnten nicht mehr bei so vielseitigen Gefahren auf die französischen Inseln und namentlich auf St. Domingo die Lebensbedürfnisse herbeischaffen, wie sie früher gethan hatten.

Im Jahre 1778 brach der Krieg zwischen England und Frankreich von Neuem aus. Das letztere schloß mit den abgefallenen Provinzen des englischen Amerika einen Vertrag. Man erinnerte sich an die Unfälle, welche während der Kriege von 1744 und 1756 über die Colonien gekommen waren; das Ministerium sah ein, daß die Zulassung der Neutralen in die Häfen des westlichen Archipels unumgänglich war, um den Lebensunterhalt der Küstenbewohner während einer Krisis zu sichern, die mit ihrem ganzen Gewicht zunächst auf jene fiel. Die Kaufleute der französischen Häfen, eifersüchtig darüber, daß ihnen ein Monopol entwunden werden sollte, das sie nicht mehr ohne Gefahr benutzen konnten, bewirkten den Widerruf des Befehls vierzehn Tage später, als er war bekannt gemacht worden. Sie versprachen den westlichen Handel, trotz des Krieges, mit Lebensmitteln zu unterhalten; aber alle ihre Schiffe geriethen in die Gewalt des Feindes; zwölftausend französische Matrosen kamen in den Gefängnissen Englands um, oder mußten gezwungen auf dessen Flotten Dienste nehmen; die Engländer griffen an Colonialwaaren für mehr als 150 Millionen Franken auf. Die ins Meer der Antillen geschickte Macht richtete die Colonien zu Grunde, ohne sie beschützen zu können; alles fehlte dort der Flotte und der Armee. Die Regierung mußte für Gegenstände von der ersten Nothwendigkeit das Vier- und Fünffache ihres wirklichen Werths bezahlen.

Dieses verderbliche System herrschte zwei Jahre, während dieser Zeit erneuerten sich in den Colo-

nien alle Unfälle der vorigen Kriege. An einigen Orten galt das Faß Mehl 500, ein Stückfaß Wein 800 Franken, ein Karst, der in Frankreich 20—22 Sous kostete, wurde mit 17 Franken bezahlt. Der Preis aller andern zur Arbeit in den Fabriken erforderlichen Werkzeuge stand in demselben Verhältnisse.

Das Ministerium wechselte und mit ihm der Kriegsplan. Auch das System für die Verproviantirung der Colonien erlitt eine Aenderung; man fühlte, daß die Kaufleute der Häfen eine unbesonnene Verpflichtung übernommen, und das Dasein der Colonie, so wie der Truppen und Schiffe in den Antillen gefährdet hatten. Man sah endlich ein, daß es keinen andern Ausweg gab, als den Gebrauch neutraler Schiffe. Von diesem Augenblick an fühlten die Colonien, ungeachtet des Kriegs, die Wohlthaten des Friedens. Die Verwaltung war im Stande, die französischen Flotten und Armeen, imgleichen die spanischen zu verproviantiren; denn Spanien war durch den Vertrag von Aranjuez der Bundesgenosse Frankreichs und der vereinigten Staaten geworden.

Der Preis aller Nahrungsmittel oder sonst unentbehrlichen Dinge sank von Neuem; der Staatsschatz fühlte eine Erleichterung, und die Generale, welche sich bis dahin auf die Vertheidigung hatten beschränken müssen, konnten nun zum Angriffe der Engländer schreiten.

Es wurde 1783 Friede, nun erfolgten die genausten Befehle, forthin den Fremden die Colonien zu verschließen, die ganze Strenge der Ver-

botsgesetze kehrte zurück. Nur die Anglo-Amerikaner behielten freien Eingang, nicht in alle Häfen Domingo's, sondern bloß in den Hafen des Molo, unter der Einschränkung des Befehls vom 29. Julius 1767.

Die Regierung der Colonie vollstreckte diese Verordnungen mit einem Nachdruck, der ihr von Seiten der französischen Kaufleute viel Lob erwarb. Die Ausnahme zu Gunsten der Anglo-Amerikaner war übrigens in ihren Wirkungen fast null und nichtig. Die Capitäne dieses Volkes erinnerten sich an den Druck des Monopols, dessen Opfer sie vor dem Kriege geworden waren; sie erschienen daher in den Häfen von Jamaica, wo ungeachtet aller englischen Verbotsgesetze der Gouverneur sie zuließ, kraft der Aufträge, die man ihnen beim Eingange des Hafens von Kingstown übermachte.

Die Wirkung dieser neuen Verbotsgesetze folgte ihrer Vollziehung auf dem Fuße nach. In wenigen Wochen erreichten die Lebensmittel, die man nur durch Einfuhr beziehen konnte, das Fünffache ihres Werths in Frankreich oder im Auslande. Der Schleichhandel, die nothwendige Folge so verkehrter Maßregeln, erhielt mehr Leben als je, nicht auf dem Cap, wo er unmöglich war, sondern in den kleinen Häfen der Küste von Margot bis zum Molo von St. Nicolas. Unter solchen Umständen erschien der Beschluß vom 30. August 1781, der bei der anerkannten Unzulänglichkeit der auf dem Molo von St. Nicolas errichteten Niederlage dieselbe aufhob, und die drei Häfen

von Cap français, Port-au-Prince und St. Louis eröffnete, in welche die Einfuhr aller Holzgattungen, alles lebendigen Viehs und außerdem des gesalzenen Rindfleisches freigegeben wurde. Es war die höchste Zeit zur Anwendung dieser Maßregel, denn die Vorzeichen einer bevorstehenden Hungersnoth hatten sich schon in den ersten schönen Tagen des Friedens spüren lassen.

Die Nachwehen der frühern Unfälle waren nicht ausgeblieben; die Zahl der geflüchteten Sclaven hatte zugenommen, und mit ihrer Menge war auch ihre Kühnheit gestiegen. Gegen Ende des Jahres 1784 zogen sich ungefähr hundert derselben in die Gebirge von Doko, wo alle Eingeborne, wie man versichern will, sich mit ihnen vereinigten. Man ließ Truppen gegen diese Feinde aufbrechen, die man Empörer schalt. Die ersten Kämpfe bewiesen, daß ihre Ausrottung theuer zu stehen kommen würde; auch auf vielen andern Punkten hatten sich zahlreiche, selbstbefreite Sclavenhaufen zusammengerottet, und man fürchtete die Folgen, welche das in den Gegenden von Doko gegebene Beispiel gab. Nachdem über 6 Monate in Unterhandlungen verflossen waren, welche oft von Scharmützeln unterbrochen wurden, die fast immer zum Vortheil der Schwarzen endigten, schloß endlich der Gouverneur Bellecombe einen Vertrag mit ihnen, und erkannte ihre Unabhängigkeit an, wie 260 Jahre früher Barrio-Nuevo die Freiheit des Caziken Henri und der Indianer von Boya anerkannt hatte.

Diese Begebenheit, die damals wenig zur Sprache kam, und welche die öffentlichen Blätter wie

eine Kleinigkeit nur flüchtig berührten, bezeichnet ungefähr das Ende der französischen Herrschaft auf St. Domingo; denn seitdem findet sich bis 1789, wo die Gestaltung neuer außerordentlicher Verhältnisse auch ein neues lebhaftes Interesse darbietet, nichts, was der Aufzeichnung werth wäre.

Das Schicksal der spanischen Besitzungen ist bisher in der Erzählung zurückgetreten, da es keine neue und bedeutende Wendepunkte darbietet. Die erste Demarkationslinie zwischen den französischen und spanischen Besitzungen war gegen Ende des achtzehnten Jahrhunderts gezogen worden. Die wiederholten und blutigen Streitigkeiten der Grenznachbarn nöthigten zu einer neuen Bestimmung der Gränzen. Es kam schon 1730 zur Ausführung, erhielt aber erst 1767 durch einen förmlichen Vertrag gesetzliche Kraft.

Die letzten Minen des spanischen Antheils waren 1724 verschüttet worden, ohne daß der Abgang derselben die trägen Colonisten zu edlern Erwerbszweigen hinleiten konnte und zu Quellen des Reichthums, die niemals versiegen. Fast ganz umsonst erklärte Karl III., König von Spanien, 1765 die Freiheit des Handels für die Inseln im Winde, und eben so fruchtlos blieb, zufolge des Gränzvertrags von 1776, dieselbe Freiheit für die beiden Länderabtheilungen St. Domingo's. Die französischen Kaufleute fanden nur einen schwachen Vortheil dabei, da ihre Nachbarn nichts anderes hatten als einiges Vieh, und das aus Spanien zum Unterhalt der Verwaltung und der Truppen herübergesandte Geld.

Der größte Theil der geistlichen Pfründen der Colonie war in den Händen des weltlichen Clerus. Es war ein erzbischöflicher Sitz in der Stadt St. Domingo, er stand, wie die übrigen spanischen Besitzungen, unter der Aufsicht einer vom römischen Stuhle unabhängigen Regierung.

Die Einwohner theilten sich in verschiedene Klassen; die erste bestand aus reinen Spaniern, die Chapetones hießen; zu ihr gehörten größtentheils nur die Theilnehmer an der Verwaltung, und die aus Europa gekommenen Truppen; sie genossen die größten Vorrechte und Auszeichnungen, die sie in stolzem Uebermuth zur Schau trugen.

Die zweite Klasse umfaßte die Creolen oder die Abkömmlinge solcher Europäer, die sich in Amerika niedergelassen hatten. Sie stammten zum Theil von den vornehmsten Familien ab, waren auch in der Regel reich oder doch wohlhabend; allein die Regierung that nur im Ganzen wenig für sie; durch diese Gleichgültigkeit von oben herab, so wie durch den Einfluß des auflösenden Klima waren sie in kraftlose Unthätigkeit versunken. Zwischen den Chapetones und Creolen herrschte fast durchgängig die feindseligste Spannung.

Die dritte Klasse bildeten die Kinder, welche Spanier mit Indianerinnen oder Negerinnen erzeugt hatten; jene hießen Mestizen, diese Mulatten. Sie waren sehr zahlreich. Die Regierung hatte ursprünglich die Vermischung der Spanier mit den Eingebornen und selbst mit den verpflanzten Afrikanern aus politischen Absichten begünstigt, und zu dem Ende dem Umgange der beiden Ge-

schlechter viele Freiheiten verstattet. Es gab unter dieser Klasse die mannigfaltigsten Farbenabstufungen von dem dunkelsten afrikanischen Schwarz und dem Kupferroth oder Braun der Amerikaner bis zur weißen europäischen Körperfarbe. Die beiden ersten Geschlechter unterschieden sich in der Farbe noch nicht auffallend von ihren Müttern, das dritte lichtete sich schon mehr, das fünfte näherte sich den Europäern so stark, daß kaum noch ein Unterschied zu bemerken war; es erhielt deshalb auch gleiche Vorrechte wie jene, denn leider richtete sich die Gesetzgebung nach dem verschiedenen Aussehen der Haut. Diesen starken, abgehärteten und wohlbegabten Menschenschlag brauchten die arbeitscheuen, stolzen Spanier im Genusse ihres dunkeln Pflanzenlebens zu den häuslichen und gesellschaftlichen Verrichtungen, so wie zu den Geschäften, die eine gewisse Ausbildung erfordern. Die Kinder, die ein Europäer mit einer Mulattin oder Mestizin erzeugte, hießen bei den Spaniern Terzerons, die mit einer Terzeronin Quarterons, die mit einer Quarteronin Quinteterons; die letztern wurden, wie schon gesagt, den Europäern völlig gleich gestellt. Je nachdem ein Geschlecht stärkere Abzeichen der europäischen Abkunft an sich trug, desto weiter rückte es auch auf der Linie der bürgerlichen Auszeichnung vor.

Die aus Afrika eingeführten Schwarzen oder Neger, so wie diejenigen, welche in den Kolonien geboren wurden, machten die vierte und fünfte Klasse aus. Die Neger dienten auf St. Domingo häufig zum Luxus, sie trugen in diesem Falle eine prächtige Kleidung, und bethört von dem Glanze

ihres Elends, nahmen sie sich auch wohl den dünkelhaften übermüthigen Sinn ihrer Herrn zum Vorbilde.

Die Regierung der Städte war Gemeinderäthen anvertraut, deren Amtswirksamkeit sich in den meisten Fällen auf die Feststellung geringfügiger Handelsabschlüsse beschränkte. Die Stadt St. Domingo hatte einen Gerichtshof von sechs und einen andern von elf Mitgliedern zur Verwaltung der Rechtspflege in den sämmtlichen Colonien Amerika's. Die Entscheidungen dieser beiden Gerichtshöfe waren der Appellation an den Rath von Indien unterworfen, ausgenommen in rein bürgerlichen Angelegenheiten, und wenn der Gegenstand des Streits nicht die Summe von 37,000 Franken überstieg. Der Viçekönig von Neuspanien war das Oberhaupt der Regierung.

In dem französischen Antheile war die geistliche Leitung während des achtzehnten Jahrhunderts an verschiedene religiöse Körperschaften übergegangen. Man hatte durch wohlüberlegte Anordnungen den Mißbräuchen vorbeugen wollen, die von den verschiedenen Streitigkeiten der Orden unter sich und aus der Widersetzlichkeit von Personen entspringen konnten, die keine andere Gewalt anerkannten, als die Macht ihrer Ordensobern, und diese griff noch dazu schwach ein, wenn sie aus der Ferne wirkte. Auch stand zu fürchten, daß die Lockung eines leicht zu gewinnenden Vermögens auf einem Boden, der jedem Reichthümer versprach, der ihn betrat, diesen Aposteln des göttli-

chen Wortes das Ziel ihrer Sendung aus den Augen rücken möchte.

Man muß wissen, wie diese Mönche das Gelübde der Armuth beobachteten. Die Verpflegungshäuser oder Klöster, ursprünglich für die Unterhaltung der Missionen gegründet, waren in kurzer Zeit sehr bedeutende, eigenthümlich zugehörige Besitzungen geworden, so daß die Regierung 1703 die Zahl derselben und zugleich ihre Ausdehnung auf eine Strecke Landes beschränkte, die hinreichte, hundert Neger zu beschäftigen. Diese Beschränkung ist in den Patenten vom October 1704 für die Niederlassung der Jesuiten in dem nördlichen Theile St. Domingo's festgesetzt; die priesterliche Habsucht war Ursache, daß sie 1721 und 1743 erneuert werden mußte, und zwar unter dem ausdrücklichen Verbot, ohne Erlaubniß des Königs Besitzungen zu erwerben, widrigenfalls sie zur Strafe dem Staatseigenthum anheim fallen sollten.

Was die bloß auf sich selbst beruhenden Missionäre betrifft, so sah man wenige ohne ein mehr oder minder beträchtliches Eigenthum zurückkehren; sie wendeten es an, sich von der Regel in den Ordenshäusern entbinden zu lassen, oder was noch schlimmer war, zu ärgerlichen Secularisationen.

Dieses Eigenthum war die Frucht des von den Ordensmännern getriebenen Handels; der Geist des Besitzthums ergriff dieselben unwiderstehlich; trotz des Gelübdes der Armuth, häuften sie Vermögen über Vermögen in baarem Gelde zusammen. Sie kauften unter entlehnten Namen Ländereien, und zogen sich auf dieselben zurück, unabhängig von je-

dem Obern und allen Amtsverrichtungen. Das Gelübde des Gehorsams wurde von ihnen nicht besser gehalten, als das der Armuth. Die Entfernung von ihren Obern erleichterte ihnen die Widersetzlichkeit, und kaum fügten sie sich der bürgerlichen Gewalt, wenn es dem Dienst in den ihnen anvertrauten Kirchspielen galt; in allen übrigen Dingen erkannten diese heiligen Männer weder einen weltlichen, noch geistlichen Herrn an. Diese Mißbräuche dauerten fort bis zum Ausbruche der französischen Revolution.

Die bürgerliche Verwaltung der Colonien war schon viel früher durch ein königliches Edict geregelt worden, es hatte einen obersten Gerichtshof und vier untergeordnete Behörden eingesetzt.

Die Geschäfte des Gouverneurs und des Justizintendanten, die in der Ausübung oft zusammenfielen, hatten dabei auch noch besondere angewiesene Kreise. Beide Männer wurden vom Könige ernannt auf den Vorschlag des Marineministers; ihre Regierung dauerte drei Jahre. Sie beschäftigten sich gemeinschaftlich mit der Gesetzgebung, der Besetzung lediger Stellen in der bürgerlichen und gerichtlichen Verwaltung und mit dem Verleihen der Krongüter. Die Colonisten konnten von keiner Seite gegen die Mißbräuche der Gewalt einkommen, die jenen beiden übertragen worden war. Glücklicherweise verschaffte ihnen oft die Uneinigkeit der Regierenden einige Augenblicke der Ruhe. Der Gouverneur vereinigte übrigens in seiner Person mehr Gewalt als der Justizintendant; er hatte das Recht, jeden nach Gutdünken verhaften zu las-

sen, ohne Rechenschaft von den Beweggründen seines Entschlusses ablegen zu dürfen. Die Land- und Seemacht gehorchte nur ihm allein, die von andern Behörden ausgegangenen Befehle hatten nur Kraft vermöge seiner Genehmigung; auch konnte er dem Gange der Gerechtigkeit Einhalt thun.

Der Intendant besorgte die Verwaltung der Finanzen und Einkünfte; die Geschäfte der Einsammler und Einnehmer der Gebühren und Taxen waren seiner Controle unterworfen; ihm stand auch allein die Handhabung und Verwendung der öffentlichen Gelder zu.

Die Auflagen und die Taxen wurden durch einen Rath bestimmt, der aus dem Generalgouverneur, dem Intendanten, den Präsidenten der Provinzialgerichtshöfe, dem Marinekommissär und einigen Befehlshabern der bewaffneten Macht zusammengesetzt war. Dieser Verein führte den Namen einer Colonialversammlung, wiewohl kein Colonist bei den Berathschlagungen zugezogen wurde.

Um die Verwaltung der Rechtspflege, die Vertheilung der Auflagen und die Erhebung der Einkünfte zu erleichtern, war die französische Colonie in drei Departements getheilt, in das nördliche, westliche und südliche. Jedem dieser Departements war noch ein besonderer Gouverneur zugeordnet, nebst Gerichtssitzen, die von den beiden obersten Justizbehörden abhingen, und wovon der eine für die nördliche Provinz auf dem Cap war, der andere für die westliche und südliche Provinz in Port-au-Prince. Die obersten Gerichtshöfe befaßten den Gouverneur, den Intendanten, die zugeordne-

ten Gouverneure, die Königslieutenante, zwölf Räthe, einen Auditeur, einen Generalprocurator und einen Schreiber in sich. Die Richter derselben waren nicht unabhängiger von dem Gouverneur, als die übrigen Glieder der Colonialverwaltung. Unter der Regierung des Fürsten Rohan wurden sechs Räthe, die es gewagt hatten, diesem Oberhaupte der Colonie zu mißfallen, aus ihren Bezirken gerissen, und nach Paris in die Bastille gebracht, wo sie nicht einmal die Gunst einer gerichtlichen Untersuchung erhielten.

Man sieht aus dieser Darstellung, so kurz sie auch ist, daß die verschiedenen Gewalten von keiner Seite fest und unabhängig begränzt, sondern der Willkühr des Gouverneurs überlassen waren. Man erreichte dadurch eine mechanische Einheit, aber sie war nichts anders als die Einheit des Despotismus, der durch die Entfernung vom Mutterlande, die Nothwendigkeit der Strenge, die buntscheckige Zusammensetzung der Regierungszweige, die stumpfe Gleichgültigkeit des französischen Ministeriums einen um so gefährlichern und größern Spielraum hatte.

Die nach der Colonie gesandte Truppenzahl betrug gewöhnlich zwei bis dreitausend Mann; jedes der 52 aus den drei Provinzen gebildeten Kirchspiele hatte eine Miliz, die aus einer oder mehrern Compagnien Weißer, einer Compagnie Mulatten und einer Compagnie freier Neger bestand. Der Gouverneur verfügte über die Offiziere der regelmäßigen Truppen und der Miliz provisorisch, seine Bestimmungen und Aufträge waren der königlichen

Genehmigung unterworfen. Die Milizen erhielten keinen Sold.

Die Bevölkerung der französischen Niederlassungen auf St. Domingo zerfiel, wie in dem spanischen Antheile in verschiedene Klassen, in Europäer, Creolen, Farbige; — worunter man die aus der Verbindung von Weißen und Schwarzen gebornen Mulatten begriff — in freie Neger, endlich in Schwarze und Mulatten unter dem Joche der Sklaverei.

Mit den lächerlichsten Vorurtheilen über den Vorrang ihrer Gattung und mit dem unsinnigsten davon unzertrennlichen Stolze, verbanden die weißen Creolen liebenswürdige Eigenschaften, und man konnte ihnen einen durchdringenden Geist keinesweges absprechen. Man unterschied zwei Klassen angesiedelter Europäer. Die Regierungsbeamten und die zur Armee gehörigen Personen waren von der übrigen Bevölkerung, welche sie unterdrückten, wie abgeschnitten. Die andern europäischen Abkömmlinge mischten sich nicht ungern unter die übrigen Colonisten; wogegen die Creolen, uneingedenk des Ursprungs ihrer Väter, diesen neuen Gästen wenig Achtung erwiesen. Die ganze Masse der weißen Bevölkerung unterschied sich eben so stark durch ihre Beschäftigungen, als durch ihre Abkunft. Die Pflanzer oder Colonisten wohnten auf dem Lande, wenn nicht Bevollmächtigte ihre Stelle einnahmen, während sie selbst in Frankreich die Einkünfte ihrer überseeischen Besitzungen verzehrten. Die Großhändler bewohnten die Städte, in diesen lebten auch die kleinen Weißen (petits blancs),

d. h. alle diejenigen, die in der Colonie die mechanischen Künste und den Detailhandel trieben. Einige Farbige waren Eigenthümer reicher Besitzungen; aber ihr Vermögen und die häusliche Tugend, durch welche sie es erworben hatten, konnten ihren Personen nicht jene Achtung erwerben, die einzig und allein an der Farbe des Gesichts haftete. Ihr Wohlstand erregte nur Haß und Neid, besonders bei den kleinen Weißen. Obgleich das Gesetz sie freisprach von der Unterwürfigkeit gegen einzelne Personen, so wurden die freien Farbigen dennoch in allen französischen Besitzungen wie ein öffentliches Eigenthum angesehen, und unter diesem Verhältniß waren sie allen Launen der Weißen ausgesetzt. Sie standen unter einer andern Gesetzgebung, als die Europäer. Wenn sie das männliche Alter erreicht hatten, so mußten sie drei Jahre als Landreiter dienen; man brauchte sie als solche gegen die geflüchteten Sklaven; dieser Dienst wurde später abbestellt, als die Klugheit der Regierung einsah, daß eine häufige Berührung zwischen den aufrührerischen Sklaven und den freien Schwarzen, die man zu unterdrücken suchte, für das Bestehen der Colonie gefährlich werden konnte. Die Farbigen waren außerdem einen großen Theil des Jahres zur Herstellung der Straßen der Frohn unterworfen, und in den Milizcompagnien, denen sie nach Verlauf ihres regelmäßigen Dienstes einverleibt wurden, ließen die Offiziere alle möglichen Plackereien gegen sie aus, theils zum Vortheil der Weißen, theils in der Absicht, ihnen wehe zu thun. Sie mußten sich auf ihre eignen Kosten ausrüsten

und dabei größere Abgaben erlegen, als die Wei-
ßen, mit welchen sie fast in gar keine Berührung
kamen. Sie konnten keinen Posten im Seewesen
oder in der Armee erhalten; bürgerliche Stellen
waren ihnen ebenfalls versagt; auch durften sie
keine von den bürgerlichen Beschäftigungen treiben,
die eine sorgfältigere Erziehung voraussetzen, z. B.
weder Advokaten, Aerzte, Priester, noch Apothe-
ker oder Lehrer werden. Einem Farbigen, der ei-
nen Weißen schlug, wurde die Hand abgehauen,
im umgekehrten Falle büßte der Weiße bloß mit
einer Geldstrafe. Diese Härte, mit welcher die
Farbe der Haut verfolgt wurde, dauerte so lange,
bis die Vermischung mit dem Blute der Weißen
fünf Geschlechter hindurch den vermeinten Schand-
fleck des schwarzen Abzeichens getilgt hatte.

Im Jahre 1789 bestand die Bevölkerung des
französischen Antheils nach einer unverdächtigen An-
gabe aus 30,826 Weißen, 27,548 freien Farbigen
und 465,429 Sklaven, die 1767 auf 290,000 her-
abgesunken waren. Es herrschte eine große Auf-
lösung der Sitten in diesen Gegenden, welche häufig
nur zu einem Zwischenaufenthalte dienten; dazu
kam die Hitze des Klima's, unter dem die weißen
Frauenzimmer, fast schon in der Kindheit heiraths-
fähig, eben so schnell nach ihrer Mannbarkeit al-
terten, und daher die Neigung nur sehr flüchtig
fesseln konnten, während die Flamme des africani-
schen Blutes, und vielleicht noch mehr das Elend
ihres Zustandes die Sklavinnen und Mulattinnen
den Europäern in die Arme warf. Eine wohlver-
bürgte Angabe zeigt, daß auf 7000 freie farbige

Weiber 5000 Unverheirathete kamen, die in außerehelichem Umgange mit den Weißen lebten, und wovon nur die geringere Hälfte sich öffentlich preisgab. Die freie Bevölkerung der Insel stieg damals auf 41,300 Einwohner, wovon bloß 8000 Besitzer von Pflanzungen waren, und von diesen wohnten nur etwa 3000 auf ihrem Grund und Boden und in der Colonie. Man schätzte die Zahl der Wirthe auf 2500, und die im Dienste der Rechtspflege beschäftigten und bezahlten Personen auf 6000. Das war allerdings viel, wenn man damit die in den Gerichtssprengeln vorhandene Menschenmenge vergleicht; es war weit mehr, als der Geschäftsgang erforderte. Allerdings waren die Processe häufig; sie würden es aber nicht in dem Maaße gewesen sein bei einer geringern Zahl von Dienern des Rechts, wenn diese im Allgemeinen nicht eine so große Habsucht und eine so geringe Erfahrung gezeigt hätten. Die Processe und Urtheilsabfassungen kosteten der Colonie alle Jahre etwas mehr als 5,000,000 Franken.

Die Bvölkerung in dem spanischen Antheile betrug 1785 nach einer zuverlässigen Berechnung 152,640 Einwohner, darunter waren ungefähr 30,000 Sklaven. Sie nahm seit dieser Zeit auffallend ab, denn als die spanischen Besitzungen 1795 an Frankreich abgetreten wurden, zählte man daselbst nicht mehr als 125,000 Einwohner und unter denselben nur 15,000 Sklaven.

In dem einen wie in dem andern Theile der Insel hing der Zustand der Sklaven durchgängig von den Launen ihrer Herren ab. Die spanischen

Colonisten, bei denen die Vorurtheile der Geburt vielleicht noch tiefer wurzelten, als bei den französischen, behandelten ihre Schwarzen dennoch menschlicher, weil sie von ihrer Arbeit einen kleinern Gewinn zu hoffen hatten. Man nimmt an, daß in den Zeiten vor 1789 der Negerhandel, der durch französische Käufer oder doch fremde Einschwärzer getrieben wurde, jährlich allein den französischen Niederlassungen 30,000 Africaner zuführte, und daß innerhalb derselben seit dem Anfange des achtzehnten Jahrhunderts mehr als 900,000 dieser Schlachtopfer abgesetzt worden sind. Indessen war nach den genauesten Berechnungen 1789 nicht viel mehr als die Hälfte davon übrig, und doch sollte man meinen, daß die Bevölkerung unter einem Himmel, der nur wenig von dem africanischen verschieden war, sich hätte vermehren müssen. Dieser Beweisgrund, der sich in seinem einfachen Ausdrucke durch Ziffern darstellen läßt, ist die schlagendste Antwort gegen diejenigen Vertheidiger der Sklaverei, welche behauptet haben, daß der Zustand der Schwarzen in den amerikanischen Inseln ihren Verhältnissen in der Heimath vorzuziehen sei. Wahr ist es, daß die Sklaverei der Zeit nach tiefer auf den Küsten von Guinea hinabreicht, als die Einfuhr der Neger nach Amerika; aber es leidet keinen Zweifel, daß der europäische Negerhandel die Beute einer so wilden Barbarei vermehrt hat, und eben so ausgemacht ist der hartnäckige Widerstand der Unglücklichen, wenn sie ihrem Vaterlande entrissen werden sollten, und der anhaltende Schmerz, womit sie den Verlust desselben betrauerten.

Die Gesetze, welche die Sklaverei in Afrika zu einem Rechte erhoben, verboten dem Herrn, einen in der Sklaverei Gebornen zu verkaufen; er konnte bloß über die Leibeigenen verfügen, die er selbst erworben hatte, entweder im Kriege — jeder nicht ausgewechselte Gefangene war der Sklaverei verfallen — oder als Schadenersatz für ein ihm zugefügtes Unrecht, oder endlich als Zeichen der Dankbarkeit. Dieses Gesetz, das scheinbar zu Gunsten des in der Sklaverei Gebornen abgefaßt war, wurde unzulänglich, als der europäische Handel den Preis der Köpfe an den Küsten von Guinea gesteigert hatte; auch ließ es sich jeden Tag umgehen durch verabredete Streitigkeiten unter den Eigenthümern, die sich wechselsweise einer gegen den andern statt der fälligen Geldstrafe, die in der Sklaverei Gebornen zuerkennen ließen, über die sie nach dem Buchstaben des Gesetzes freie Hand hatten.

Die Fürsten, weit davon entfernt, diesen Unordnungen Einhalt zu thun, überließen sich denselben um so zügelloser, je mehr sie Gewalt hatten. Nicht damit zufrieden, die Kriege zu vermehren, um sich Sklaven zu verschaffen, hatten sie auch noch den Gebrauch eingeführt, nicht nur diejenigen mit der Sklaverei zu bestrafen, die einen Angriff auf fremdes Leben oder Eigenthum unternommen hatten; sondern überhaupt jeden, der nicht im Stande war, seine Schulden zu bezahlen, bis auf die Ehemänner herab, die des ehelichen Treubruchs schuldig waren. Die Sklaverei war im Laufe der Zeit eine Strafe geworden, welche schon die leichtesten Fehler nach sich zogen; früher hatte man sie bloß

für die schwersten Verbrechen aufbewahrt. Man wendete fortwährend die härtesten Gesetze, selbst auf gleichgiltige Dinge an, um den Gewinn aus den Strafen mit der Zahl der Uebertretungen zu häufen. Man ging noch weiter, man suchte endlich gar keinen Vorwand mehr. In beträchtlicher Entfernung von der Küste hielten sich Laurer auf, welche rings um die Dörfer alles fortschleppen ließen, was sich von Menschen vorfand, und zu dem fluchwürdigen Handel nur auf irgend eine Weise taugte. Man steckte Kinder in Säcke, und legte Männern und Weibern einen Maulknebel an, ihr Geschrei zu unterdrücken. Wurden die Räuber von einer überlegenen Macht festgehalten, so führte man sie vor den Fürsten, aber dieser läugnete jedesmal den Auftrag ab, welchen er zu dieser Treibjagd gegeben hatte, und unter dem Vorwande, die Gerechtigkeit zu vertreten, verkaufte er seine eignen Unterhändler an die Schiffe, mit welchen diese über den bevorstehenden Fang eins geworden waren.

Ungeachtet dieser scheußlichen und vielfachen Ränke waren die Küstenbewohner oft nicht im Stande, den Kaufleuten die verlangten Ladungen zu liefern. Da die Waare sich nicht eben so schnell erneuerte, als die Einnahme dafür verzehrt war; so verrückte sich die Handelsbilanz zwischen Käufer und Verkäufer. Der Preis der bejammernswürdigen Erzeugnisse stieg, und gegen die Mitte des vergangenen Jahrhunderts, wo der afrikanische Kaufmann an amerikanischen Lebensmitteln noch einmal so viel für einen Sklaven erhielt, als ursprünglich, betrug der Preis eines solchen für den

Colonisten das Vierfache gegen sonst, da dieser aus jenen Lebensmitteln in Europa doppelt so viel zog, als ehedem. Natürlich wurden die Sklaven um so theurer, je tiefer sie aus dem Innern des Landes hervorgeholt wurden. Der Lohn der Zwischenhändler, die Kosten der Reise, die Gebühren, die an die Fürsten zu entrichten waren, durch deren Gebiet der Zug den Weg nahm, verschlangen den größten Theil des Verkaufspreises.

Die Menschenhändler vereinigten sich unter einander und bildeten carawanenähnliche Haufen, indem sie zwei bis dreihundert Meilen mehrere Reihen von 30—40 Sklaven führten, die sämmtlich mit Wasser und mit Getreide beladen waren, aus Sorge für den nothwendigen Lebensunterhalt auf dem bevorstehenden Marsche durch dürre Wüsten. Die Art und Weise, wie man sich dieser Gefangenen versicherte, ohne sie am Gehen zu hindern, ist sinnreich genug, um Erwähnung zu verdienen. Man legte nämlich jedem Sklaven eine hölzerne Gabel von 8 bis 9 Fuß Länge um den Hals. Ein eiserner angenieteter Haken schloß von hinten die Gabel, so daß der Kopf nicht hindurch konnte. Der Stiel der Gabel, welcher aus hartem und schwerem Holze bestand, fiel vorn herunter und hemmte den Träger dergestalt, daß derselbe, wiewohl er Arme und Füße frei hatte, mit seiner Last nicht fortkommen, ja sie nicht einmal aufheben konnte. Um den Trupp in Marsch zu setzen, stellte man die Sklaven hinter einander auf; man heftete das Ende jeder Gabel auf die Schulter des Vorangehenden, und so machte man es mit jedem

bis auf den ersten, den ein Führer wie an einem Leitseile in Bewegung setzte.

Um ruhig schlafen zu können, band der Führer die Arme jedes Sklaven an den Stiel der Gabel, welche derselbe trug; in diesem Zustande konnte er weder entfliehen, noch irgend etwas für seine Freiheit versuchen. Solche Vorsichtsmaßregeln waren nothwendig, weil der Sklave, wenn es ihm gelang, sich loszumachen, gesetzlich in den Stand der Freiheit trat, und der Käufer von diesem Augenblicke an alle Rechte auf ihn verlor.

Hatten die Sklaven das Meer erreicht, so warf man sie, mit Ketten belastet, auf die Schiffsböden. Dieselben Menschen, die sich vorher unbegränzt in Wüsten bewegt hatten, fanden nicht so viel Raum, als ein Sarg einnimmt. Erhob sich ein Sturm, so verschloß man, um die Schiffe zu sichern, die Oeffnungen, durch welche ein wenig Luft und Licht in die schwimmenden Kerker drang; oft erstickten die Unglücklichen unter Schwindel, Angst und Todeskämpfen. Um ihren fressenden Schmerz zu lindern, zwang man sie zum Tanze, man verhöhnte ihr Elend durch Musik. Die Unschuld und Keuschheit der Frauenzimmer wurde dem rohesten Laster preisgegeben. Litten sie an unheilbaren Uebeln, so warf man sie, eine verdorbene Waare, lebendig ins Meer. Bei Schiffbrüchen kümmerte sich Niemand um ihr Schicksal. Funfzehntausend Leichname, die ungefähr jedes Jahr in den Schoos des Meeres ausgesäet wurden, bezeichneten den Trauerzug des Negerhandels.

St. Domingo öffnete jährlich seine Märkte ge-

gen 20,000 Sklaven. Ein Schandzeichen erwartete sie gleichsam als Gruß auf der Schwelle der Sklaverei. Man drückte auf die Brust des Sklaven mit einem glühenden Eisen den ersten Buchstaben von dem Namen seines Herrn und seiner Wohnung, nicht nur, um ihn im Falle der Flucht wieder zu erkennen, sondern auch zur steten Erinnerung, daß sein Herz nur für die Sklaverei schlagen dürfe. Selbst der Busen der Frauenzimmer unterlag dieser Brandmarkung. Alles war neu für sie, der Himmel, die Sprache, die Lebensart, das Gesicht und die Sitten ihrer Herrn. Bei ihrer Ankunft in dem Aufenthalte, wo sie künftig leiden und sterben sollten, nahmen sie Platz unter ihren Unglücksgefährten, die nur von ihrem Elende redeten, und ihnen die zurückgebliebenen Spuren der körperlichen Strafen zeigten. Wenige unter ihnen wurden alt, es ging eine solche Umwälzung in ihrem Herzen vor, daß sie oft schnell vor Kummer starben und die Weiber in den ersten beiden Jahren unfruchtbar blieben.

Die Afrikanerinnen fanden übrigens in der Leidenschaft, welche sie ihren Herren einzuflößen wußten, ein Mittel, das Loos ihrer Sklaverei zu mildern. Sie wandten sich zu den Künsten der Wollust; sie waren von Natur nicht ohne anziehende und rührende Anmuth. Sie brauchten Liebkosungen, Eigensinn, Weigerungen, Blicke und die Gewalt der Thränen, ohne Putz, Tanz und duftende Bäder zu versäumen. So bedeckten sie scheinbar ihre Ketten mit einigen Blumen, schimpfliche Werkzeuge der männlichen Sinnlichkeit, die von ihnen

meistens bald zu andern Gegenständen der Lust irrte, ohne daß ihre Schmach durch das Band der Ehe hinweggenommen oder wenigstens vermindert wurde. Oft legten ihnen stolze und eifersüchtige Gattinnen die herabwürdigendsten Strafen auf. Die Liebe, welche sonst Alles überwindet, vermochte dennoch nicht, das Joch der Sklaverei zu lösen. Selbstmord, Vergiftungen, Meutereien, Brandstiftungen, kurz, alle Ausschweifungen, Laster und Verbrechen, welche die Sklaverei gebiehrt, nahmen immermehr überhand.

Im Jahre 1778 lieferte Afrika 104,100 Schwarze. Die Engländer hatten für ihre Inseln 53,100 weggeführt, ihre Colonisten auf dem nördlichen Festlande von Amerika 6,300, die Franzosen 23,500, die Holländer 11,300, die Portugiesen 8,700, die Dänen 1,200. Nicht alle diese Unglücklichen gelangten an den Ort ihrer Bestimmung; gewöhnlich kam der achte Theil bei der Ueberfahrt um; in den letzten Jahren, wo der Negerhandel gesetzliches Ansehen erhielt, schätzte man die Zahl der jährlich eingebrachten Schwarzen auf 60,000. Nimmt man an, daß jeder Kopf an Ort und Stelle 300 Franken kostet, so steigt die jährliche Summe, welche die afrikanischen Küsten aus diesem schändlichen Absatz zogen, auf 18 Millionen.

Ludwig XIV. bestimmte 1685 den Zustand der Sklaven auf den französischen amerikanischen Inseln durch eine Verordnung, die unter dem Namen des schwarzen Gesetzbuches (code noir) berühmt geworden ist. Es enthält 60 Artikel, und konnte von mehreren Seiten für eine Wohlthat gelten,

wenn es gleich in mancher Hinsicht noch starke Spuren der Barbarei und Unduldsamkeit an sich trägt. Dahin gehört das ausschließende Verbot jedes anderen christlichen Religionsbekenntnisses, als des katholischen; jedermann, welcher sich diesem Gewissenszwange nicht fügen wollte, galt für einen Empörer und wurde als solcher bestraft. So waren auch alle Verträge nicht katholischer Unterthanen für null und nichtig erklärt. Dem Sklaven, der entfloh, und vierzig Tage nach der gerichtlichen Anzeige seiner Entweichung wieder aufgegriffen wurde, sollten die Ohren abgeschnitten werden; außerdem stand ihm noch die Schmach der Brandmarkung auf der einen Schulter bevor; wurde er bei dem zweiten Versuch der Flucht ertappt, so mußte er nach Verlauf der angegebenen gerichtlichen Frist mit durchschnittener Kniekehle und mit der Brandmarkung auf der andern Schulter büßen; auf der dritten Flucht stand die Todesstrafe. Auch hatten die Herren die gesetzliche Freiheit, die Sklaven durch angelegte Ketten, imgleichen durch Hiebe mit Ruthen oder Stricken züchtigen zu lassen, wenn sie glaubten, das begangene Vergehen verdiene eine solche Strafe. Die Mißhandlungen, welche sich die Herren erlaubten, blieben dagegen so gut als ohne Ahndung, so lange sie sich nicht an dem Leben der Sklaven vergriffen. Die letzteren waren auch in sofern jeder Willkühr preisgegeben, da sie nicht in Person den Schutz der Gesetze anrufen durften. Einzelne Verfügungen über Nahrung, Kleidung und Beschäftigung der Sklaven lauteten dem Buchstaben nach zwar gelinder, wurden aber von den

Herren nach ihrem vollen Gehalt selten erfüllt. Den Gerichtsbeamten war es verboten, in den peinlichen Prozessen gegen Sklaven Taxen zu erheben; eine eben so weise als nothwendige Maßregel.

So stand es um St. Domingo eine Reihe von Jahren hindurch, ohne daß eine wesentliche Veränderung oder Verbesserung eingetreten wäre; erst mit dem neuen Umschwung, den das Mutterland Frankreich nahm, bereitete sich auch auf der Kolonie eine andere Ordnung der Dinge vor, begleitet von allen den furchtbaren Wehen, die an jeder politischen Wiedergeburt mehr oder weniger haften.

Vierte Periode.

Die ersten Rückwirkungen der französischen Revolution auf den gesellschaftlichen Zustand St. Domingo's. — Jacob Ogé empört sich. — Die Mitglieder der allgemeinen Versammlung kommen in Frankreich an. — Beschluß, der den Farbigen und Weißen Gleichheit der Rechte zuerkennt. — Der Bürgerkrieg fängt an zu wüthen. — Niedermetzelung der Weißen.

Eine Revolution schien in Frankreich unvermeidlich, sie war durch die zermalmende Last der immer stärker anwachsenden Uebel schlechthin nothwendig geworden, so lange es zufolge der Erfahrung und Geschichte wahr bleibt, daß die Kraft

des Widerstandes mit der Masse eines unnatürlichen Druckes fortschreitet, und sich endlich durch gewaltsamen Ausbruch einen Weg bahnt. — Die Ursachen der französischen Revolution sind nicht in einzelnen Bewegungen und Zeichen der Zeit zu suchen, wie der Parteigeist noch immer zu behaupten fortfährt, sie liegen vielmehr in allen den Hemmungen zusammen genommen, die bereits unter der eben so glänzenden als verderblichen Regierung Ludwigs XIV. das Triebwerk des Staats vielfältig und höchst gefährlich gelähmt hatten, und später durch die Unzulänglichkeit seiner Nachfolger, so wie durch die Schuld der Minister, die Zügellosigkeit der bevorrechteten Stände, insbesondere durch die Gräuel eines verworfenen Hofgesindes, endlich eine Spannung erreichten, bei welcher die tief zerrüttete Maschine, überflügelt von der raschen Entwickelung der größeren Volksmenge, als der Augenblick der gefährlichen, lange verschobenen Prüfung herankam, rettungslos auseinander gesprengt werden mußte. Die Liebe zur Freiheit, die im Lichte einer besseren Erkenntniß jetzt eine verzehrende Nahrung fand, da ihr das schmerzliche Gefühl der erlittenen Kränkungen und Unthaten fortwährend den brennendsten Stachel eindrückte, kannte keine Grenzen mehr, und der Despotismus der Unvernunft hatte so heillose Verwüstungen angerichtet, daß selbst die Vernunft bei ihrem Erwachen auf Abwege gerieth, und über den verdeckten Abgründen schwärmerisch von Paradiesen träumte. So furchtbar holt die Menschheit die ewigen Gerechtsame ein, welche das System einer verderbten Regierung ihr vorenthal-

ten will; so unabsehbar weicht sie über alle Schranken hinaus, wenn ihre edelsten und dringendsten Bedürfnisse von grausamen Uebermuthe und stumpfsinniger Verblendung unter die Füße getreten werden.

Die zusammenberufene Versammlung der Notabeln beschleunigte das Feldgeschrei der Parteien, indem sie das Volk laut an alles dasjenige mahnte, was es bisher hatte entbehren müssen. Bald standen die Forderungen der verschiedenen Gesellschaftsklassen einander schroff gegenüber; gegen die beiden obersten Stände, den Adel und die Geistlichkeit, erhob sich jetzt ein dritter, der Verein der Bürger; je leidenschaftlicher jene an der alten Ordnung der Dinge festhielten, desto ungestümer drang dieser auf alle Rechte oder Begünstigungen, die man ihm entrissen oder geschmälert hatte. So verschwand gleich anfänglich die Ruhe einer besonnenen Erörterung, und, wie bei einem gemeinen Faustkampfe, mußte früher oder später das Recht des Stärkeren eintreten mit allen den Mißbräuchen und Ausschweifungen, welche dem Siege der rohen Selbsthilfe zu folgen pflegen.

Der dritte Stand verlangte, mit guten unbestreitbaren Gründen, eine Vertheilung der Abgaben unter die drei abgesonderten Körper der Gesellschaft; seine Ansprüche waren um so gerechter, da er durch die ungeheure Verschleuderung der Staatseinkünfte, die immer neue Auflagen nothwendig machte, athemlos zu Boden gedrückt wurde. Die beiden anderen Stände hätten vielleicht in einigen Punkten nachgegeben, wären sie nicht der Meinung gewesen,

daß jedes Zugeständniß weiteren, gränzenlosen Wünschen des dritten Standes das Feld öffnen würde; sie vertheidigten daher jede Linie ihrer angefochtenen Stellung, als mache sie die Grundlage ihres gesellschaftlichen Daseins aus. Ein gewaltthätiger Bruch war jeden Augenblick zu erwarten, und drohte mit Folgen, die in ihrem irren wilden Fortgange jeder Berechnung Trotz boten.

Im Anfange des Jahres 1789 verbreiteten sich diese Nachrichten über die politische Wetterscheide Frankreichs und die bisher daselbst erfolgten Stürme auf St. Domingo; man vernahm zugleich, daß der König die Generalstaaten (états-généraux) unter der ausdrücklichen Verordnung zusammenberufen hatte, daß die Abgeordneten des dritten Standes in Absicht auf Zahl denen des Adels und der Geistlichkeit gleich sein sollten. Die außerordentliche Wirkung, welche diese Neuigkeiten hervorbrachten, übersteigt jeden Begriff. Die Sklaven jubelten vor Freude; sie brauchten eben nicht viel Kraft der Ueberlegung, um einzusehen, daß jeder politische Umsturz im Mutterlande ihnen vortheilhaft sein mußte; denn da ihr Schicksal sich nicht noch tiefer verschlimmern konnte, so war nothwendig jede Veränderung für sie auch eine Verbesserung. Sie weideten sich an der Furcht, welche ihre Tyrannen anwandelte, und diese letzteren zitterten bei dem Gedanken, daß ihnen die Macht zu ferneren Uebelthaten entwunden werden sollte. In allen Theilen der Kolonie bildeten sich Versammlungen, in welchen das gemeinschaftliche Interesse erörtert wurde, und die höchsten Gegenstände der

Politik zur Sprache kamen. Diese Versammlungen, welche der Gouverneur vergeblich aufzulösen suchte, sprachen das Recht der Kolonisten öffentlich an und aus, die Generalstaaten durch Abgeordnete aus ihrer Mitte zu beschicken; man wählte zu dieser Sendung achtzehn aus, die sich sogleich einschifften und in Versailles einen Monat später anlangten, als die Abgeordneten des dritten Standes sich zur Nationalversammlung erklärt hatten. Achtzehn Stellvertreter für St. Domingo waren allerdings unverhältnißmäßig viel: es wurden daher auch nur sechs zu den öffentlichen Berathungen in der Eigenschaft von Abgeordneten zugelassen und auch diese nicht ohne Schwierigkeit, da sie sich ohne vorher ergangene Einladung oder eine sonstige ausreichende Bevollmächtigung eingefunden hatten.

Die Mulatten, welche von den Weißen keiner besonderen Achtung gewürdigt wurden, die aber dennoch das Recht hatten, große Ländereien zu vererben, zogen sich oft nach Frankreich zurück, wenn sie Herren eines hinlänglichen Vermögens waren. Eine beträchtliche Anzahl derselben befand sich 1789 in Paris; sie verbanden sich mit einigen unruhigen, fieberhaft aufgeregten Franzosen, und bildeten eine Gesellschaft, die man die Freunde der Schwarzen nannte. Sie zählte mehrere später berühmt oder berüchtigt gewordene Mitglieder, auch einzelne tugendhafte Talente, die mit warmen redlichem Eifer aus der Sache der unterdrückten Menschheit die ihrige machten. Brissot, Pethion, Mirabeau, Condorcet und Gregoire glänzten vorzüglich in diesem Bunde. Man fing an, die Kolonisten zu has-

sen, die man niemals geliebt hatte; sei es, daß ihre unermeßlichen Reichthümer den Neid erregten, oder daß ihre Vorurtheile, die man damals kaum noch den vornehmern Klassen ungestraft hingehen ließ, die öffentliche Meinung beleidigt hatten.

Von der Gegenpartei traten die großen Pflanzer von St. Domingo, die in Paris wohnten, um dort ihres Reichthums froh zu werden, in dem Hôtel Massiac zu einer anderen Gesellschaft zusammen, die von ihrem Versammlungsorte der Klubb Massiac hieß, und der sich nur so weit im Sinne der Revolution bewegte, als diese Widerstandspunkte gegen die Kolonialregierung darbot.

Der Briefwechsel des Klubb Massiac mit den geheimen Gesellschaften auf St. Domingo brachte vollends Meinungen in Umlauf, die jede gesellschaftliche Ordnung zerstörten, weil sie nur auf den Vortheilen Einzelner beruhten und sämmtlich von den engsten Gesichtspunkten ausgingen. Die Gährung, welche damals in Paris herrschte, war nur ein Spiel gegen die Wuth, die alle Köpfe auf St. Domingo in Aufruhr setzte.

Die Freunde der Schwarzen griffen besonders nach allen Seiten aus, nachdem die Nationalversammlung die Rechte der Menschen durch einen förmlichen Beschluß festgesetzt hatte; der Artikel dieser Erklärung, welcher aussagt: daß *alle Menschen frei und mit gleichen Rechten geboren werden und sterben*, diente von jetzt als Panier, unter dessen Schutz die Mitglieder jedes Bundes eine Menge von Proclamationen verbreiteten, in denen sie die Abschaffung der Skla-

verei auf sämmtlichen Kolonien verlangten. Kaum vernahmen die Farbigen auf St. Domingo, was in Frankreich vorging, so hielten sie den Augenblick für günstig; sie schlugen sich zusammen, griffen zu den Waffen und wollten den Weißen in allen Rechten unbedingt gleichgestellt sein; indessen wies der damalige Gouverneur ihre Forderungen, die sie wenigstens auf eine angemessenere Weise hätten geltend machen sollen, mit Entschiedenheit zurück, ließ Truppen gegen sie aufbrechen und zerstreute sie ohne Mühe. An und für sich war diese ungesetzliche Bewegung ohne Bedeutung, sie zeigte aber den Farbigen, daß eine Empörung möglich sei, und das war die gefährliche Lehre, die sie selbst daraus zogen, und das wesentliche Unheil, das damit für die Regierung erwuchs.

Um dieselbe Zeit bildete sich eine gesetzgebende Versammlung, welche alle Angelegenheiten der Insel ordnen sollte; sie erklärte, daß, wenn ihr der Gouverneur nicht vor dem Ablauf dreier Monate Verhaltungsmaßregeln zusendete, sie die Kolonie selbst regieren würde. Die Kolonisten, die in der Abschaffung der Sklaverei die Vernichtung ihres Wohlstandes fürchteten, ließen sich oft grausame Ausschweifungen gegen die kleine Anzahl der Weißen zu Schulden kommen, welche nicht aufhörten zu behaupten, daß die Erklärung der Menschenrechte scharf genug bestimmt sei, und also keiner weitern Erörterung bedürfe. Einige dieser menschenfreundlichen Eiferer mußten ihre Aufklärungslust mit dem Leben bezahlen. Um den drohenden Fortschritten der Zerrüttung Einhalt zu thun, faßte

die Nationalversammlung am achten März 1790 den Beschluß ab, daß die Kolonien nicht in der für das Königreich Frankreich festgestellten Verfassung mit begriffen, und keine Gesetze auf jene anwendbar wären, die den örtlichen und besonderen Verhältnissen widerstritten. In Folge dieser Erklärung forderte die Nationalversammlung die Kolonisten von St. Domingo auf, im Wege des Rechts diejenige Verfassung näher zu bezeichnen, die sie für ihre Bedürfnisse wünschten.

Dieser Beschluß, welcher die Sklaverei und den Negerhandel zu genehmigen schien, wurde von den Freunden der Schwarzen heftig angegriffen; sie beruhigten sich jedoch, als sie erfuhren, daß eine allgemeine Versammlung auf St. Domingo zusammenberufen war, und daß diese in ihrer ersten Verhandlung den Farbigen gleiche Rechte mit den Weißen eingeräumt hatte. Man beschäftigte sich hierauf mit dem Verfassungsentwurf für die Kolonie; er wurde 1790 im Ablaufe des Maimonats bekannt gemacht, und berührte die Rechte Frankreichs auf St. Domingo nur leise. Einer der Artikel lautete also:

„Da alle Gesetze auf der Einwilligung der Personen beruhen, für welche sie bestimmt sind, so wird der französische Antheil von St. Domingo das Recht haben, Anordnungen in Beziehung auf den Handelsverkehr und andere gemeinschaftliche Verhältnisse vorzuschlagen, und alle Beschlüsse, welche die Nationalversammlung in solchen Fällen wird ergehen lassen, sollen in der Kolonie nur erst zur

Vollziehung kommen, wenn sie die Genehmigung der allgemeinen Versammlung erhalten haben."

Dieser Verfassungsentwurf und besonders der angezogene Artikel brachten auf der Insel eine lebhafte Bewegung hervor, und anstatt die Ruhe herzustellen, beschleunigten sie nur die wachsende Verwirrung. Mehrere Kirchspiele, unzufrieden mit dieser Wendung der Dinge, riefen ihre Abgeordneten zurück. Es kam zu unruhigen Auftritten auf Cap français. Peynier, der damalige Gouverneur, glaubte eine Versammlung auflösen zu müssen, deren Beschlüsse zur Empörung und zum Bürgerkriege führen konnten. Da aber die Versammlung zahlreiche Anhänger hatte und Widerstand zu befürchten war, so suchte er eine Stütze in Galisoniere, seinem alten Freunde, dem Kapitän eines Linienschiffes, genannt der Leopard, welches vor Port-au-Prince lag. Der Kapitän sagte dem Gouverneur Unterstützung zu, und traf die dazu dienlichen Anstalten, als die Mannschaft gegen ihn aufstand und erklärte, daß sie, weit davon entfernt, den Gouverneur zu unterstützen, vielmehr bereit wäre, mit allen ihren Kräften die allgemeine Versammlung aufrecht zu erhalten. Diese richtete an die Mannschaft des Schiffes eine Dankadresse, welche unter lauten Bewegungen der Freude an den großen Mast angeschlagen wurde.

Ungeachtet dieses Abfalls von Seiten der Schiffsmannschaft, welcher den nahen Ausbruch des Bürgerkrieges um Vieles beschleunigte, bestand der Gouverneur auf seinem früheren Entschlusse. Er verordnete demnach die Auflösung der Versamm-

lung, und erklärte die Mitglieder derselben für Verräther und Empörer. Auf die Nachricht, daß die von ihm aufgehobene Versammlung jetzt ihre Sitzungen während der Nacht hielt, ließ er den Verhandlungssaal derselben von mehreren Compagnien Soldaten umringen, die, nachdem sie einige Flintenschüsse mit den zur Vertheidigung herbeigeeilten Nationalgarden gewechselt hatten, zum Rückzuge gezwungen wurden. Von jetzt an schien es unmöglich, die Zwietracht zu ersticken, man drängte sich von allen Seiten zu den Waffen, die einen, um die Abgeordneten der Kolonie zu vertheidigen, die andern, um den Gouverneur empor zu halten. Schon war Blut geflossen; noch einige Tage und St. Domingo stand in Kriegsflammen. Dieser tragische Ausgang drang unaufhaltsam herein, als auf einmal die Mitglieder der Versammlung den edlen großherzigen Entschluß faßten, sich nach Frankreich einzuschiffen, um sich vor der dortigen Regierung zu rechtfertigen. Diese Hingebung riß alle Parteien zur Bewunderung hin: sie legten gleichzeitig die Waffen nieder und die Ruhe schien völlig hergestellt.

Dieses schöne Land, fast so gut als aufgegeben von einem unerleuchteten Ministerium, eine Beute der Pächter, welche wie Blutigel an den Kolonisten sogen, regiert oder vielmehr unterjocht von Zwingherren und so vielen Uebeln zum Trotz dennoch auf einem bewundernswürdigen, schier unbegreiflichen Gipfel des Wohlseins, gewann auf diese Weise, wenn auch nur für kurze Zeit, seinen scheinbaren Friedenszustand zurück, welchen das plötzlich auf-

gehende Licht der Einsicht, an welchem jedes an Finsterniß gewöhnte Auge gar leicht erblindet, so schlimm gefährdet hatte. Bald sollten neue krampfhafte Bewegungen diese Königin der Antillen zerreißen; sonst hatte der Golddurst das Blut der Eingebornen vergossen, jetzt rüsteten sich der Heißhunger nach Gewalt auf der einen und die Liebe zur Freiheit auf der andern Seite zu dem verhängnißvollen Wettkampf, welche von beiden entgegengesetzten Kräften die meisten Opfer zu schlachten vermöge. Nachdem die afrikanischen Fremdlinge lange in der unerträglichsten Sklaverei geschmachtet hatten, wurden sie endlich inne, daß sie auch Menschen waren: dieser zündende Strahl, der in seiner blitzähnlichen Wirkung unermeßlichen Jammer herbeiführte, kam den Tyrannen der Schwarzen so unerwartet, traf sie so unvorbereitet, daß sie nur erst aus ihrem dumpfen Schattenleben erwachten, als der Ruf des Schreckens dröhnend über den Boden St. Domingo's hinfuhr. Allein es war zu spät, die Stunde der Rache hatte geschlagen, ihr Nachklang hallte fürchterlich umher und verwandelte die geduldigen keuchenden Lastthiere auf einmal in unersättliche wuthschnaubende Tiger.

Wenn übrigens die Regierung in Frankreich auch keinen Umsturz erfahren hätte, so wäre darum die Empörung auf St. Domingo doch ausgebrochen; die Kolonie enthielt so viele aufgehäufte Stoffe des Verderbens in sich, daß sie durch allmälige und friedliche Vorkehrungen weder abzuleiten, noch auszurotten waren. Die Entladung mußte mit Ge-

waltschlägen erfolgen, auf daß aus dem Chaos das Licht hervorbräche.

Im September des Jahres 1790 kamen die Abgeordneten der allgemeinen Versammlung in Paris an; aber anstatt Lob einzuärndten für ihre feste Haltung in schwierigen Augenblicken und für die edle Aufopferung ihres persönlichen Vortheils zum Besten des Ganzen; anstatt durch öffentliche Abstimmung in Beweisen des Dankes ihren gerechten Lohn zu empfangen, mußten sie den bittern Schmerz erleben, daß die französische Nationalversammlung auf Barnave's Vortrag, alle ihre gefaßten Beschlüsse für nichtig, sie selbst für Empörer erklärte und als solche verhaften ließ. Barnave, der an der Spitze der Commission stand, welche die Colonialangelegenheiten leitete, war noch vor der Ankunft der Abgeordneten durch Peynier's abgesandte Anhänger und Kreaturen dergestalt gegen sie eingenommen worden, daß ihre Sache bereits verloren war, ehe sie Gehör finden konnten.

Während dieser Vorgänge verstärkten sich die Freunde der Schwarzen, unter denen gegenwärtig Grégoire, ehemals Bischof von Blois, der lebenslängliche Vertheidiger der Neger und Lafayette, damals in der Mitte seiner ruhmvollen Laufbahn, zu den thätigsten Wortführern gehörten, fast täglich durch fortgesetzten glücklichen Anwachs. Unter den Aufgenommenen befand sich auch der junge Mulatte Jacob Ogé, der gar bald durch seine lebendige Empfänglichkeit und hochfliegende Unternehmungslust Aufmerksamkeit erregte, und von einigen Mitgliedern als ein willkommenes Werkzeug zu

künftigen Veränderungen geflissentlich bearbeitet wurde. Sohn einer wohlhabenden Pflanzerin, war er nach Paris gekommen, um dort erzogen zu werden; er entwickelte glückliche Anlagen und besonders eine feurige Liebe zur Freiheit seiner unterdrückten Brüder auf St. Domingo; die Erinnerung an ihre Leiden gab seinem unruhigen Geiste Flügel, und der Gedanke der Rache war die Luft, in welcher er dieselben prüfen wollte. Die Grundsätze, welche er in der genannten Gesellschaft eingesogen hatte, trieben ihn mit unwiderstehlicher Macht zu dem Entschluß, durch Gewalt der Waffen den Farbigen zu dem Genusse der Rechte zu verhelfen, die ihnen die Weißen fortwährend mit der größten Hartnäckigkeit vorenthielten. Sein Vorhaben verrieth den unerfahrnen Jüngling; Ruhmsucht trübte die Reinheit seiner Absichten und seine innern Mittel waren weit geringer, als die Meinung, die er von ihnen hegte. Ohne weiter darüber nachzudenken, mit welcher Vollmacht, mit welchen Ansprüchen, oder unter welchen Aussichten er sich auf den schwankenden gefahrvollen Schauplatz wage, wo ihm so Vieles unbekannt war, schiffte er sich, wie ein erhitzter Abenteurer, mit bedeutenden Vorräthen von Waffen und Munition ein, und betrat St. Domingo in den ersten Tagen des Octobers 1790. Seine zwei Brüder, von seinen Absichten unterrichtet, welche zugleich von Paris aus unterstützt wurden, erwarteten ihn und seine Ladung an dem angewiesenen Platze. Er trat mehr hochfahrend als ausdrücklich auf; auch seine öffentlichen Erklärungen zeigten mehr eiteln Schwin-

del als gediegene Thatkraft. Er ließ sich Beschützer der Mulatten nennen, und ernannte seine zwei Brüder und einen andern Mulatten von wildem trotzigen Charakter, Marcus Chavanne, zu seinen Lieutenanten; um die gehörige Rangordnung zu beobachten, durfte er selbst natürlich nicht weniger als Generalissimus sein. Diese Heerführer, deren ganze Macht in einigen Hundert Mann bestand, lagerten sich ungefähr 6 Meilen vom Cap français. Ihre erste Heldenthat war die Ermordung zweier Weißen, auf die sie zufällig stießen; mit gleicher Grausamkeit fielen sie über die Leute von ihrer eigenen Farbe her, die an der Empörung keinen Antheil nehmen wollten. Ogé bewies dadurch, daß er in der Schule Robespierre's, mit dem er in mannigfache Berührung gekommen war, etwas gelernt hatte.

In einem Briefe an den Militärkommandanten der nördlichen Provinz sagte er: „Wir verlangen die Bekanntmachung des Beschlusses vom 28. März — der den Farbigen gleiche Bürgerrechte mit den Weißen zusicherte — wir werden Wähler ernennen, uns nach Léogane begeben und Gewalt mit Gewalt vertreiben, wenn man uns beunruhigt; die Kolonisten würden sich in ihrer Eigenliebe beschimpft fühlen, wenn wir bei den Berathungen neben ihnen säßen, aber hat man die Eigenliebe des Adels und der Geistlichkeit gefragt, als es galt, die tausend und aber tausend Mißbräuche abzustellen, die vordem in Frankreich herrschten?"

Derselbe Mauduit, der früher den Sitzungssaal der Kolonialversammlung mit Soldaten umringt

und den Nationalgarden, die denselben vertheidig-ten, eine Fahne entrissen und nachher in Triumph aufgestellt hatte, eben derselbe, seit jener Zeit ein Gegenstand des lebhaftesten Hasses für die Freunde der neuen Freiheit, griff jetzt Ogé an, wurde aber beim ersten Zusammentreffen geschlagen, wiewohl er 600 Mann befehligte. Hierauf rückte Cambe-fort, Obrist des Capregiments gegen die Empörer vor, und brachte ihnen eine gänzliche Niederlage bei, die ihm jedoch zu keinem besonderen Ruhme ge-reichte, da er mit zusammengelaufenen Leuten ohne Kriegszucht, ohne Uebung in dem Gebrauch der Waffen, und überhaupt ohne Festigkeit des Willens und der Ansichten zu thun hatte. Jacob Ogé und sein Lieutenant Chavanne retteten sich, da ihnen keine andere Zuflucht übrig blieb, durch die Flucht in den spanischen Antheil von St. Domingo; hier-her warf sich auch ein Theil von den schwachen Ueberbleibseln der Ihrigen, Andere suchten auf an-dern Wegen zu entkommen, und hatten unmittel-bar nach dem unglücklichen Ausgange des Treffens ihren Führer seinem Schicksale überlassen.

Der Gouverneur Blanchelande, der Peynier abgelöst hatte, welcher sich nicht länger mit Sicher-heit und Nachdruck behaupten konnte, setzte es durch, daß ihm Ogé und die Theilnehmer an seiner Unternehmung ausgeliefert wurden. Man kerkerte sie auf Cap français ein und machte ihnen den Prozeß; dieser dauerte zwei Monate und erregte eine allgemeine Aufmerksamkeit; auch fehlte es nicht an Beweisen einer tiefern gefühlvollen Theil-nahme. Ogé und sein Lieutenant Chavanne sollten

nach dem Inhalte des Urtheils lebendig gerädert und dann aufs Rad geflochten werden. Ueber seine Begleiter und einen seiner Brüder — den andern konnte man nicht auffinden — zusammen zwanzig, wurde die Strafe des Galgens ausgesprochen. In dieser Schicksalsprobe unterlag Ogé wie ein Kind und zeigte durch seine feige Weichheit hinlänglich, daß er allenfalls zu einem Romanhelden, aber nicht zum Haupte einer Empörung tauge; er weinte beim Vorlesen des Urtheils bitterlich, flehte auf das demüthigste um Gnade, und erbot sich endlich, sein Leben durch Aufdeckung wichtiger Geheimnisse zu erkaufen, die nach seinem Vorgeben die Sicherheit der Kolonien bedrohten. Man räumte ihm bloß eine Frist von 24 Stunden ein; nach Verlauf derselben wurde er den 9. März 1791 in Gegenwart der Provinzialversammlung des Cap auf die oben bezeichnete Weise hingerichtet. Ganz anders und größer erschien Chavanne; seinen Lippen entschlüpfte auch nicht eine einzige Klage, noch weniger irgend eine Bitte; er war unfehlbar unter andern Verhältnissen eines bessern Todes würdig. Die Personen, vor denen Ogé seine letzten Aussagen abgelegt hatte, erklärten, daß er ihnen keine Mittheilung von Wichtigkeit gemacht habe; er müsse, setzten sie hinzu, sein Geheimniß mit sich genommen haben, wenn man ihm überhaupt eines zutrauen dürfe. Ogé's Tod war einige Zeit ein beliebter tragischer Stoff für das Pariser Theater; diese Leichenfeier mag man ihm gönnen, denn er selbst war im Leben nicht viel mehr als eine Theaterpuppe, die sich mit oberflächlicher Geschäftigkeit

zu einem Mann der Zeit und seines Volkes aus=spreizen wollte.

Dieser Sieg über die Empörer stellte die Ruhe nicht wieder her, der Haß der Mulatten gegen die Weißen wuchs im Gegentheil, sie griffen von allen Seiten zu den Waffen; indessen gelang es dem Obersten Mauduit, der schon unter dem Gouver=neur Peynier eine bedeutende Rolle gespielt hatte, die zahlreichen Haufen zu zerstreuen, nicht sowohl durch offene Gewalt, als durch geschickte Unter=handlungen mit den Anführern der Mulatten in ihrem Hauptlager zu Verottes. Die Mittel, die ihn zum Ziele geführt hatten, waren nicht die rein=sten, sie erweckten mannigfaltigen Verdacht; auch erklärte Rigaud, schon damals die Seele der Mu=latten, daß die Ruhe nur vorübergehend und durch Betrug erkünstelt sei, und daß es nicht eher zu ei=nem dauerhaften Frieden kommen könne, als bis die eine Classe der Einwohner die andere ausgerottet habe.

Im Anfange des folgenden Jahres (1791) schickte die französische Regierung zwei Fregatten, den Fougueux und Boreas nach St. Domingo, die zwei Bataillone aus den Regimentern Artois und Normandie an Bord hatten. Sie waren mit der Mannschaft des Leopard bei seiner Ueberfahrt nach Frankreich — die Mitglieder der Colonialversamm=lung befanden sich auf demselben — in eine so un=ruhige Berührung gekommen, daß die Erbitterung, welche Mauduit's Betragen unter der National=garde und der größern Masse des Volks erregt hatte, auch auf sie, wie durch eine Art von Ansteckung,

überging. Mauduit war früher von seinen Soldaten, wegen seiner Kraft und Güte, fast angebetet worden; aus Liebe zu ihm hätten sie die Nationalkokarde mit einer weißen Feder, dem Abzeichen des Royalismns, vertauscht, denn zu diesem neigte sich der Oberst mit Herz und Mund. Die beiden genannten Bataillone betrachteten diese ihre Waffengefährten eben deshalb als einen Haufen von Verräthern und Vaterlandsfeinden, und vermieden jede Gemeinschaft mit ihnen. Die Wirkung blieb nicht aus, Mauduit fing an, selbst in den Augen seiner Offiziere und Soldaten zu sinken; sie ließen Symptome von Unzufriedenheit blicken, die je länger je stärker durchbrachen. Mauduit sah der Gefahr, die ihm drohte, fest ins Auge, er drang auf die Entfernung des Gouverneurs nach dem Cap français, um denselben, wenn es zu einem Aeußersten kommen sollte, nicht mit in seinen eignen Sturz hinab zu reißen. Der Gouverneur war schwach genug, diesem Winke zu folgen. Mauduit wollte zum Zeichen der Wiederaussöhnung die Unglücksfahne, welche so gefährliche Bewegungen hervorgebracht hatte, der Nationalgarde zurückgeben und zwar eigenhändig an der Spitze seines Regiments in die Kirche tragen, wo sie niedergelegt werden sollte. Er bereitete seine Grenadiere durch eine Anrede darauf vor; sie schwuren ihm Treue bis in den Tod. Am folgenden Tage schritt er unter dem allgemeinen Zulaufe der Einwohner von Port-au-Prince zur Ausführung seines Vorhabens. Das Murren, was seine Erscheinung von mancher Seite erregte, war eine dumpfe Vorbedeu-

tung des Ausgangs; man traf indessen Anstalten zu seiner Sicherheit, selbst solche Bürger schlossen sich hierbei an, die früher von ihm aufs empfindlichste beleidigt worden waren. Nachdem er die Fahne an ihren Platz gestellt hatte, wollte er sich an seine Soldaten wenden, als einer derselben ihm mit lauter Stimme befahl, die Nationalgarde auf den Knieen um Verzeihung zu bitten. Auf Alles mochte er gefaßt sein, nur nicht auf diesen Schimpf; seine Antwort bestand darin, daß er den Wüthenden seine entblößte Brust darbot. In demselben Augenblicke zielten hundert Bajonette nach seinem Herzen, er sank nieder, durchbohrt von zahlreichen Wunden. Seine Mörder waren dieselben Menschen, die sich einst in seinem Lobe und Ruhme nicht erschöpfen konnten; dieß wirkt der Parteigeist in der Krisis der Leidenschaft. Diese Unthat erfüllte unter den Zuschauern selbst seine heftigsten Feinde mit Abscheu. Die meuchlerische Rotte begnügte sich nicht an diesem Triumphe der Schändlichkeit, sie zerstörte auch das Haus und Eigenthum des Todten, und fiel endlich in ihrem höllischen Wahnsinn selbst über den Leichnam her, indem sie denselben auf eine schauderhafte Weise verstümmelte und zerriß. Die Rache blieb nicht aus, die allgemeine Verachtung war nur der Vorbote der verdienten Strafe; die Bösewichter mußten ihre Waffen abgeben, wurden gefangen nach Frankreich abgeführt und dem Arme der Gerechtigkeit übergeben.

Es dauerte nicht lange, so bereuete die Pariser Nationalversammlung den Leichtsinn, mit wel-

chem sie vermittelst eines öffentlichen Beschlusses der Einmischung in die innere Regierung der Colonie entsagt hatte; vergeblich suchte sie den unklug aufgegebenen Einfluß wieder zu gewinnen. Die Freunde der Schwarzen bestanden mit Heftigkeit auf dem Beschluß vom März des Jahres 1790. Ohne Sklaven, so riefen die Kolonisten und ihre Anhänger, ohne Sklaven und die Theilung der Einwohner in verschiedene Classen, ist es um die Colonie geschehen. Robespierre antwortete darauf: Mögen lieber die Colonien untergehen, als ein Grundsatz! Man hat diesen Ausspruch, der immer noch unendlich besser war, als der Mann, der ihn sich erlaubte, sehr verschieden gedeutet; diejenigen Leute, welche jetzt in Frankreich die Reinen heißen sollen, betrachten ihn als eine Lästerung des Himmels, und auch kürzlich noch wiederholte man ihn auf der Rednerbühne als ein politisches Scheusal. Wenn man übrigens von dem Erfinder desselben absieht, an welchen gegenwärtig nur noch die Teufel mit Wollust denken, so ist der Sinn dieses berühmt gewordenen Schlagwortes wohl kein anderer als dieser: „Seien wir lieber weniger reich, wenn der Reichthum nicht anders zu erlangen ist, als dadurch, daß wir uns mästen mit dem Blute der Sklaven; seien wir lieber arm als barbarisch, nnd entsagen wir eher unsern Kolonien, als daß wir sie behaupten durch Verzichtung auf die Gefühle der Menschheit."

Gregoire, Lafayette, Brissot unterließen nicht, zu Gunsten der Farbigen zu sprechen; sie setzten ihre Meinung bei der Nationalversammlung durch,

und den 15. Mai 1791 wurde beschlossen, daß die Farbigen in den französischen Colonieen dieselben Rechte genießen sollten, wie die Weißen. Dieser Beschluß, in welchen das französische Volk mit Begeisterung einfiel, fand auf St. Domingo eine völlig entgegengesetzte Aufnahme. Die Weißen erklärten laut ihren Unwillen; die Einwohner von Cap français versammelten sich, und nachdem sie die Nationalkokarde mit Füßen getreten hatten, so beschlossen sie, wenn es sein müßte, Gewalt zu brauchen, um sich der Vollziehung eines Beschlusses zu widersetzen, der zugleich ihren Vortheil und ihre Eigenliebe angriff. Es wurde eine neue Versammlung ernannt, ohne Theilnahme des Gouverneurs, der, als er die Unmöglichkeit einsah, die Colonisten zu ihrer Pflicht zurückzubringen und den Gang der Ereignisse zu hintertreiben, sich darauf beschränkte, die französische Regierung schriftlich von dem Vorgefallenen in Kenntniß zu setzen.

Um diese Zeit stürzten die sichtbar bedrohten Mulatten zu den Waffen, und machten in verschiedenen Pflanzungen gemeinsame Sache mit den Negern, die sich empörten und in den Umgebungen des Cap verbreiteten, indem sie die Wohnungen niederbrannten und die Weißen ohne Unterschied des Alters und Geschlechtes umbrachten. Dieses fürchterliche Blutbad dauerte seit zwölf Stunden noch immer fort, als die Nachrichten davon in der Capstadt anlangten. Der Gouverneur traf sogleich Anstalten, um dem Fortschreiten des Uebels Einhalt zu thun; man schlug den Generalmarsch, die Truppen traten zusammen, aber sie waren nur

schwach, und neue Berichte meldeten, daß die Empörung fast allgemein sei. Jetzt bricht die Bestürzung wie ein Lauffeuer auf allen Seiten aus; während die Weiber und Kinder sich an den Bord der Schiffe flüchten, theilt man an alle waffenfähige Mannschaften Gewehre aus, und der Gouverneur stellt sich selbst an die Spitze der Nationalgarde. Man rückte gegen den Feind aus, der bei dem ersten Zusammentreffen geringen Widerstand leistete, bald aber dergestalt anwuchs, daß man sich zurückziehen mußte. In kurzer Zeit wurden die Stadt und das Lager, in welchem sich die Truppen verschanzt hatten, von den Negern gestürmt, die mit Feuer und Schwert unablässig das Land verwüsteten, welches die Weißen räumen mußten. Das Blut fließt in Strömen, mehr als zwölftausend Personen werden in wenig Tagen niedergemacht, und noch ist nicht abzusehen, wenn die Metzelei aufhören wird. Schlecht bewaffnet, fast nackend, unkundig des Kriegshandwerkes und ohne einen Begriff von Kriegszucht, scheinen die Schwarzen unüberwindlich zu sein: sie wissen, daß es gilt, zu sterben oder zu siegen, und so fortgerissen von Wuth und Verzweiflung, baden sie sich im Blute.

Die Empörung, die sich zuerst in den Umgebungen des Cap gezeigt hatte, d. h. im Norden der Colonie, breitete sich so reißend schnell aus, daß die Neger auch in anderen Gegenden gerade in dem Augenblick losbrachen, wo ihre Herren die Unfälle des Cap erfuhren. Die Truppen, welche man gegen die Empörer aussandte, wurden fast immer zurückgetrieben, und jeden Sieg bezeichneten die

Schwarzen durch neue Metzeleien und Brandstiftungen. Die Nachricht, daß mehrere der Ihrigen in der Gefangenschaft der Weißen aufgehängt worden waren, nahm ihrer Raserei den letzten schwachen Zügel. Die Einwohner von Port-au-Prince hatten bei der ersten Kunde von der Empörung zu den Waffen gegriffen, wurden aber geschlagen an den Thoren der Stadt selbst, die nur durch einen unvorhergesehenen Umstand der Verwüstung und gänzlicher Zerstörung entging.

Es wurde schon früher gesagt, daß die Mulatten oder Farbigen, wüthend über den Widerstand, den die Weißen der Vollziehung des Beschlusses entgegensetzten, durch welchen die französische Nationalversammlung ihnen mit den übrigen Colonisten gleiche Rechte zuerkannte, die Neger zur Empörung aufgereizt und sich mit ihnen verbunden hatten. Ihre Absicht ging, wie es scheint, dahin, die Weißen zu schrecken und ihnen die Annahme des Beschlusses abzuzwingen; sie glaubten, daß, wenn dieses Ziel einmal erreicht wäre, die Sklaven leicht wieder zu ihrer Pflicht zurückgebracht werden könnten; aber die Ströme von Blut, die sich in allen Richtungen ergossen, zeigten ihnen gar bald die Größe ihres Irrthums; sie erkannten nun die Schwierigkeiten, diese Wüthenden zu beruhigen, deren Raserei mit ihrem Glück stieg; sie strengten deshalb nun, freilich zu spät, alle ihre Kräfte an, eine Versöhnung zu vermitteln. Es knüpften sich Unterhandlungen an; man schloß einen Vertrag ab, zufolge dessen den Empörern, welche die Waffen niederlegen wollten, eine vollkommene und gänz-

liche Amnestie bewilligt wurde, unter der Bedingung, den Beschluß vom Monat Mai 1791 auf der Stelle in Ausführung zu bringen. Die Weißen, deren blinde Hartnäckigkeit im Behaupten ungebührlicher Vorrechte dieß Unglück verursacht hatte, fügten sich der ausgesprochenen Forderung; eine schreckliche Erfahrung hatte sie gelehrt, daß man nicht immer ungestraft die heiligen Rechte der Menschheit verläugnen kann, und daß die Tyrannei früh oder spät die Empörung gebiert. Zehn Geschlechtsfolgen beugten ihr Haupt unter das unerträglichste Joch. Die Tyrannen, gewohnt, ihren leisesten Willen als ein göttliches Gesetz befolgt zu sehen, legen die Sorge für die Erhaltung ihrer Herrschaft auf die Ketten nieder, mit denen sie die entwürdigten Opfer des Unglücks erdrücken. Aber es kommt ein Tag, wo diese Menschen von ihrer Erstarrung erwachen; das heilige Feuer der Freiheit, das erloschen schien, greift plötzlich unter ihnen um sich; voller Scham, noch länger mit den Würmern um die Wette zu kriechen, erheben sie sich und zerreißen ihre Fesseln. Vergeblich verspricht nun der übermüthige Despot, der sie noch kürzlich unter eiserner Ruthe hielt, sich daran zu erinnern, daß er Menschen befiehlt, vergebens wendet er Drohungen, Zusagen und Bitten an: nur sein Tod kann diejenigen befriedigen, in denen er die Unverletzlichkeit der natürlichsten Rechte geschändet hat.

Ungeachtet der Uebereinkunft zwischen den Mulatten und Weißen schritt die Empörung der Neger noch immer weiter vor. Die Mulatten hatten die

Waffen niedergelegt; aber die Neger, die jeden Tag neue Verstärkungen erhielten, empfanden kaum ihren Zurücktritt. Der Krieg fuhr fort zu rasen, man machte auf beiden Seiten nur Gefangene, um sie mit den fürchterlichsten Todesstrafen zu belegen, und man muß es gestehen, die Weißen ließen bei diesem Sturm der Grausamkeit ihre Feinde weit hinter sich zurück. Es gab Pflanzer, welche ihre Schwarzen bis an die Schultern eingruben, ihnen den Mund durch eine Kneipzange mit Gewalt öffnen, dann durch denselben siedenden Zucker in die Eingeweide der Unglücklichen flößen ließen, welche auf diese Weise unter den gräßlichsten Qualen starben. Andere ließen ihre Gefangenen zwischen zwei Bretern zersägen, noch andere — aber die Feder sinkt bei der Schilderung so entsetzlicher Greuelscenen.

Obwohl die empörten Sklaven es eben so wenig an Abscheulichkeiten fehlen ließen, und mehrere unter ihnen selbst die gütigsten Herren, denen sie Dankbarkeit schuldig waren, mit empfindungsloser Grausamkeit umbrachten, so bewiesen doch auch wieder Andere zur Ehre der Menschheit eine rührende Treue und Ergebenheit; der Engländer Edwards erzählt davon ein so außerordentliches Beispiel, daß es hier mit seinen eigenen Worten zu stehen verdient.

Herr und Madame Baillen, ihre Tochter und ihr Schwiegersohn, nebst zwei weißen Bedienten, die auf einer vom Cap français dreißig Meilen entfernten Pflanzung im Gebirge lebten, wurden von der Empörung durch einen ihrer Sklaven be-

nachrichtigt, der selbst unter den Verschwornen war, aber, wo möglich, seinen Herrn mit seiner Familie zu retten versprach. Da ihm nicht gleich Mittel zu Gebot standen, ihre Flucht zu bewerkstelligen, so führte er sie in einen nahen Wald, hierauf gesellte er sich zu den Empörern. In der folgenden Nacht fand er Gelegenheit, jenen aus dem Lager der Empörer Lebensmittel herbeizuschaffen. In der zweiten Nacht kam er noch einmal mit Mundvorrath, erklärte aber, daß es nicht in seinen Kräften stehe, ihnen fernere Hülfe zu leisten. Drei Tage lang ließ der Neger nichts von sich hören; nach Verlauf derselben kam er wieder und beschrieb der Familie den Weg, welchen sie nach einem Flusse zu nehmen hätte, auf dem sie nach Port-Margot kommen würde; zugleich fügte er die Versicherung hinzu, daß in einer gewissen, ihnen genau bezeichneten Gegend des Flusses ein Boot für sie in Bereitschaft stände. Die Familie folgte dieser Weisung und fand das Boot wirklich. Nachdem die Unglücklichen, ohne dabei Gefahr zu laufen, dasselbe bestiegen hatten, wurde es von der reißenden Strömung umgeworfen; sie retteten sich nur mit genauer Noth und hielten es für's Beste, sich in das Gebirge zurückzuziehen. Der für ihre Rettung thätige Neger fand sie nochmals auf, zeigte ihnen einen Punkt, wo der Fluß breiter war, und versicherte sie, daß er bereits ein Boot für sie besorgt habe, indem er zugleich bemerkte, daß er von jetzt an für ihre Rettung nichts mehr thun könne. Sie machten sich auf den Weg; da sie jedoch das Boot nicht fanden, so hielten sie sich schon für verloren, als der treue

Neger noch einmal wie ein rettender Engel erschien. Er hatte Tauben, Hühner und Brod bei sich und führte die Familie, welche nur die Nacht ihren Weg langsam fortsetzte, die Ufer des Flusses entlang so weit, bis sie die Bai von Port Margot erblickte. Er erklärte, daß sie nun außer aller Gefahr wäre, nahm für immer Abschied von ihr und kehrte zu den Empörern zurück.

Derselbe Schriftsteller beschreibt als gewesener Augenzeuge die furchtbare Strafe, welche auf dem Cap français an zwei Empörern vollzogen wurde; da sie den wilden Geist der überschwenglichen Nachsucht, welche damals die Gemüther verzehrte, mit den treuesten und lebhaftesten Farben darstellt, so wird man ihn nicht ohne Theilnahme hören. Die beiden Unglücklichen — so erzählt er — wurden auf zwei kreuzweis gelegten Stücken Holz gerädert. Der eine starb, nachdem er den dritten Schlag in die Gegend des Magens erhalten hatte; jedes Bein und jeder Arm waren vorher an zwei Stellen zerschmettert worden. Die drei ersten Schläge hatte er, ohne einen Laut des Schmerzes von sich zu geben, ausgehalten. Das Schicksal des andern war um Vieles härter. Als ihm der Henker Arme und Beine zerbrochen hatte, und das Rad schon für den letzten tödtlichen Schlag aufhob, der, weil er die Leiden des Verurtheilten endigt, der Gnadenstoß genannt wird; so rief der Pöbel mit einer cannibalischen Unmenschlichkeit: halt! und zwang ihn, sein Werk auszusetzen. In diesem Zustande, mit doppelt gebrochenen Gliedern, wurde der Unglückliche auf ein Wagenrad gelegt, das, nachdem

5 *

man die Axe in die Erde getrieben hatte, in eine horizontale Lage gebracht war. Er schien noch bei völliger Besinnung zu sein, äußerte aber kein Zeichen des Schmerzes. Nach vierzig Minuten wurde er von einigen englischen Matrosen, welche Zuschauer bei diesem Trauerspiele gewesen waren, aus Mitleiden getödtet.

Während die Kolonie von diesen fürchterlichen Zuckungen litt, hob die Nationalversammlung den Beschluß vom 15. Mai 1791, der auf Cap français Zerwürfnisse hervorgebracht hatte, wieder auf und ernannte drei Commissaire mit dem Auftrage, die Ruhe auf St. Domingo wieder herzustellen. Diese Commissaire — sie hießen Mirbeck, Roome und St. Leger, lauter untüchtige Männer, wurden von den Weißen mit großen Freudensbezeigungen empfangen; man sang in der Cathedrale von Cap français ein Te Deum bei ihrer Ankunft; sie machten amtlich die Vernichtung des Beschlusses vom 15. Mai 1791 bekannt; da es aber nicht möglich war, die Weißen zu befriedigen, ohne den Mulatten zu mißfallen, und so auch umgekehrt, so griffen diese mit größerer Hitze als je zu den Waffen; sie beschuldigten die Weißen der Verrätherei und vereinigten sich von Neuem mit den Negern, nahmen Port-Saint-Louis, das sie plünderten, und verbrannten einen Theil von Port-au-Prince. Die erschrockenen Commissaire erklärten vergeblich, daß denjenigen, die vom weitern Kampfe abständen, Amnestie bewilligt werden sollte; dieses Hülfsmittel wirkte nur darauf hin, den Urhebern derselben den Haß der Weißen zuzuziehen, die es nicht

ertragen konnten, daß ihren Feinden irgend eine Begünstigung gewährt wurde. Nachdem sich die Commissaire völlig fruchtlos drei Monate auf St. Domingo aufgehalten hatten, sahen sie sich gezwungen, verabscheut von den Farbigen, verachtet von den Weißen und verlassen von den Truppen, sich wieder nach Frankreich einzuschiffen, das in seiner politischen Lage so ziemlich ein Seitenstück zu der Kolonie lieferte.

Die verschiedenen Parteien, welche Frankreich zerrissen, folgten einander in der Gewalt, bald siegend, bald besiegt. Ein heute erlassenes Gesetz wurde morgen wieder aufgehoben, und derselbe Mann, der am Morgen im Triumph aufgeführt wurde, endigte zuweilen des Abends auf dem Schaffott. Die Jacobiner waren, als die Commissaire zurückkehrten, allmächtig, und Robespierre vermochte die Mehrheit der Nationalversammlung ohne sonderliche Schwierigkeit zur Annahme seiner Grundsätze. Man verhandelte die Frage über die Abschaffung des Negerhandels und der Sklaverei, und faßte einen Beschluß ab, dessen Artikel im Wesentlichen darauf hinausgingen: daß die Farbigen dieselben Rechte genießen sollten, wie die Weißen; daß drei neue Commissaire für St. Domingo zu ernennen seien, begleitet von hinlänglichen Streitkräften, und daß die Mitglieder der Colonialversammlung Abgeordnete wählen sollten, um der Nationalversammlung die Wünsche der Colonisten in Beziehung auf die Verfassung der Insel vorzutragen.

Die neuen Commissaire waren Santhonax, Pol-

verel und Ailhaud, sie gehörten zu den heftigsten Jacobinern und kamen in der Colonie ungefähr mit 8000 Mann auserlesener Truppen an. Desparbes löste in der Eigenschaft eines Generalcommandanten den Gouverneur Blanchelande ab, der seinem schwierigen Posten auf keine Weise gewachsen war. Die Gegenwart der Commissäre erschreckte die Colonisten, anstatt ihnen Zutrauen einzuflößen; sie maßen ihnen verdächtige Absichten bei, die jene durch ihre allgemeine Versicherungen nur noch mehr bestätigten; es ging das Gerücht, daß die französische Regierung die Befreiung aller Neger beschlossen habe und man glaubte, daß die neuen Ankömmlinge mit der Vollziehung dieser Maßregel beauftragt seien. Die Commissaire säumten nicht, zu erklären, daß ihre Sendung keineswegs darauf hinausgehe; aber der Schutz, welchen sie öffentlich den Farbigen gewährten, konnte diese Besorgnisse unmöglich zerstreuen. Desparbes wurde wegen seiner Anmaßungen durch Galbaud ersetzt, der nach einigen Wochen de la Salle Platz machen mußte, und als ob nicht schon Uebel genug auf der unglücklichen Colonie lasteten, so führte die letzte Ernennung auch noch neue Spaltungen herbei, indem die Commissaire den entschiedenen Einfluß, welchen er vermöge seiner Würde geltend machte, als einen Eingriff in ihre Rechte und Sendung betrachteten. Galbaud, weit entfernt davon, sich nach Frankreich einzuschiffen, wohin er beschieden war, versammelte mit Hülfe seines Bruders eine große Anzahl Mißvergnügter; an der Spitze derselben brachen beide gegen die Commissaire auf. Diese, denen alle Farbi-

gen anhingen, bereiteten sich zum Kampfe; zwei Tage lang schlugen sich die Parteien mit Erbitterung. Die Commissaire fürchteten zu unterliegen, wenn nicht neue Streitkräfte zu ihnen stießen; sie sandten also einen Parlementair zu den Anführern der empörten Neger, und boten jenen wie diesen die Freiheit an, wenn sie augenblicklich gegen die Brüder Galbaud vordringen wollten. Einige Häupter der Empörer dachten edel genug, um diesen Antrag zu verwerfen; einer derselben, Macaya, zeigte jedoch weniger Bedenklichkeit; mehrere Tausend Neger drangen unter seinem Befehl in die Stadt; plötzlich stand alles in Flammen, Greise, Weiber und Kinder wurden niedergemacht. Einer beträchtlichen Menge Weißen war es gelungen, aus der Stadt zu kommen, sie flüchteten gegen die Küste, um sich von den Schiffen aufnehmen zu lassen; aber rasch überfallen von zahlreichen Mulatten, fanden sie unter den Händen derselben, statt des Mitleids, den Tod. Die Commissaire selbst konnten das entsetzliche Schauspiel, das sie veranlaßt hatten, nicht ertragen, sie flüchteten an den Bord eines Schiffes, welches der Brand der Stadt beleuchtete. In einem der verschiedenen Treffen waren Galbaud's Bruder von den Commissären und Polverel's Sohn von Galbaud's Partei zu Gefangenen gemacht worden. Der Gouverneur hatte vorgeschlagen, einen gegen den andern auszuwechseln. „Mein Sohn — so lautete die römische Antwort des Vaters — kennt seine Pflicht und ist bereit, im Dienste der Republik zu sterben."

War das Unrecht der Colonisten groß gewesen,

so war jetzt auch ihre Strafe fürchterlich. Ein barbarisches Vorurtheil gewöhnte die Weißen von ihrer Wiege an an den Gedanken, die Afrikaner als Thiere zu betrachten, die nicht werth seien, Menschen zu heißen; mit diesen Ansichten wurden die Colonisten, die eben aus Europa ankamen, gar bald vertraut; das brennende Klima der Insel machte Leute grausam, die vielleicht unter dem europäischen Himmel mild und edelmüthig geblieben wären. Die Neger hingegen, aufgewachsen unter den Feuerstrahlen der Sonne, bewahrten unter den mühseligsten Arbeiten und der härtesten Sklaverei ihre natürliche Geduld und Sanftmuth, so lange sie nicht durch ungeheure Mißhandlungen außer sich gebracht wurden. Viele und außerordentliche Umstände mußten zusammenwirken, um solche Menschen zur Empörung und zu wilden Ausschweifungen zu treiben. Diese Umstände führte die französische Revolution herbei, oder sie beschleunigte vielmehr nur den Ausbruch der Katastrophe, die so viele Schlachtopfer verschlang, denn die Liebe zur Freiheit erlischt zu keiner Zeit ganz in der menschlichen Brust.

Fünfte Periode.

Die französische Regierung erklärt England und Holland den Krieg. — Auf St. Domingo dauert der Kampf fort. — Abschaffung der Sklaverei. — Die Engländer bemächtigen sich eines Theils der Colonie. — Toussaint Louverture. — Die Engländer verlassen St. Domingo.

Während die französische Regierung Holland und England den Krieg erklärte, und die letztere Macht sich zu einem Angriffe gegen die französischen Colonien rüstete, überließen sich die Commissaire fruchtlosen Anstrengungen, um die immer tiefer und weiter greifenden Verwirrungen beizulegen. Sie hielten es für das sicherste Mittel, um die Empörung der Neger zu dämpfen, ihre Anführer zu gewinnen, selbe für frei zu erklären, so wie den größten Theil der Empörer und gewissermaßen die Wahl, welche diese in jenen getroffen hatten, zu bestätigen, indem sie denselben den Generalcharakter beilegten. Die Spanier wandten jedoch diesen Kunstgriff mit weit größerm Erfolge an, als die französischen Commissaire; diese konnten ihnen nur den Namen von Bürgern anbieten, mit dem Grade von Generalen. Die Spanier vertheilten dagegen Orden, erhoben die Anführer der Neger zu Grafen und Herzogen, behandelten sie als Excellenz, so daß der französische Antheil in eine um so mißlichere Lage gerieth, weil jeder empörte Neger die Kraft

der Spanier verstärkte. Die Commissaire machten einen letzten Versuch, sie schickten eine Art von Parlementair an Jean François und Biassou, die beiden einflußreichsten Anführer der Neger. Diese gaben folgende Antwort:

„Wir können uns nicht nach dem Willen der französischen Nation bequemen, da wir, so lange die Welt steht, nur einem Könige gehorcht haben. Wir haben den König von Frankreich verloren, aber wir werden von dem Könige von Spanien geliebt, der uns Wohlthaten erzeigt und nicht aufhört, uns zu unterstützen; unter diesen Verhältnissen mögen wir nicht eher Commissaire erkennen, als bis wieder ein König den Thron einnimmt."

Ein anderer Anführer, der einige Zeit die Commissaire unterstützt hatte, und der durch den ihm von den Spaniern verliehenen Titel Excellenz zum Abfall bewegt worden war, gab ungefähr dieselbe Antwort: „Ich bin, sagte er, der Unterthan dreier Könige, des Königs von Congo, des Herrn aller Schwarzen, des Königs von Frankreich, der meinen Vater vorstellt, und des Königs von Spanien, der die Stelle meiner Mutter vertritt. Diese drei Könige stammen von denjenigen ab, die ein Stern zur Verehrung des Gottmenschen führte: Wenn ich in den Dienst der Republik träte, so würde ich vielleicht zum Kampfe gegen meine Brüder fortgerissen werden, welche die Unterthanen der Könige sind, denen ich Treue gelobt habe."

So wußten die Spanier die Religion in einen Hebel der Politik zu verwandeln, der Fanatismus

war für sie die mächtigste Waffe, die oft die gefährlichsten Schläge versetzte.

Die wachsende Verlegenheit, in der sich die französischen Commissaire befanden, geht klar hervor aus dem Schreiben, welches sie an einen Anführer der farbigen Milizen richteten, in der Zeit, wo eine Truppenabtheilung unter den Befehlen Braudicourt's von ihnen auf die Seite Galbaud's übergetreten war. In diesem Schreiben sagten sie:

„Braudicourt war das Schooßkind der Revolution, er verdankte ihr das Wohl seines Lebens, er hat sein Vaterland verrathen, seinen Posten, seine Mannschaft, seine Waffen übergeben: er wollte noch einen anderen Posten unter seinen Befehlen überliefern; wem sollen wir forthin trauen? wir wissen es nicht!" —

„Ihr Kinder des vierten April, ihr und alle eure Brüder, wollt ihr die Republik verlassen, die nur durch Gleichheit besteht und außerhalb welcher es keine Gleichheit giebt? Wollt ihr uns lassen allein die Colonie und die Republik aufrecht erhalten? Wir werden sie mit Gefahr unseres Kopfes aufrecht erhalten und unsere Köpfe werden nicht fallen" —

„Nehmt euch vor den Weißen in Acht, die euch umgeben; ihre Grundsätze sind abscheulich, laßt ihr euch durch sie verführen oder beherrschen, so seid ihr verloren."

„Die Spanier und Räuber sind so kühn gewesen, euch anzugreifen, sie plündern, brennen und stiften Böses in Menge. Bekämpft sie, schlagt sie zurück, dringt in ihre Heimath, wenn ihr könnt:

ihr habt Verstärkungen an Mannschaft, ihr habt eine Kanone und zweihundert Pfund Pulver erhalten. Ihr werdet noch mehr bekommen, wir werden unverzüglich Anstalten treffen, daß ihr auch Mundvorrath bekommt."

„Wie aber auch der Erfolg sein mag, weder durch die Spanier, noch durch Räuber, wird die Colonie untergehen; eher durch den Widerstand, den wir von Seiten der Eigenthümer erfahren. Die Unfälle auf dem Cap haben bereits eine große Erschütterung hervorgebracht, noch ein Schritt, welcher der von uns gegebenen Richtung widerstreitet, und alles stürzt zusammen. Wir werden nicht im Stande sein, den Strom aufzuhalten; der Boden wird indessen bleiben, auch die Erzeugnisse werden wieder gedeihen, aber mit dem Besitz der Eigenthümer wird es aus sein."

„Wenn man den Spaniern oder Räubern weicht oder gegen sie schlaff wird, besser gesagt, wenn wir nicht den spanischen Antheil erobern, so überfallen, verbrennen, plündern und verwüsten jene alles."

„Wenn ihr die Maßregeln hintertreibt, die wir nehmen wollen, um stufenweise eine Befreiung vorzubereiten, die weiterhin unvermeidlich ist; so wird die Befreiung auf dem Wege der Empörung und der Eroberung vor sich gehen. Dann ist es geschehen um Anbau und Eigenthum, und was soll aus der persönlichen Sicherheit jedes freien Menschen werden, wer er auch sein mag und welcher Farbe er auch angehöre? Es wird auf St. Domingo nur das reine afrikanische Blut übrig bleiben und der

Boden nichts anderes darbieten, als eine Aufhäufung von Asche und Trümmern."

„Ihr habt unter euch unbesonnene Menschenfreunde, die eine schnelle und allgemeine Befreiung wollen; sie haben nicht berechnet, was eine solche Umwälzung aus Menschen machen dürfte, die noch nicht die Nothwendigkeit der Arbeit empfinden, weil sie in beschränkten Genüssen leben und folglich wenig Bedürfnisse haben. Ihr habt unter euch farbige Aristokraten, wie es deren unter den Weißen giebt, und die noch verkehrter und undankbarer, als die weißen Aristokraten sind. Diese demüthigen nur ihre Nachkommenschaft und schlagen sie nicht für immer in Fesseln. Ihr aber erklärt euch zu Feinden eurer Brüder, ihr wollt selbst eure Aeltern in der Sklaverei festhalten *). Ihr wollt mit den alten Freien auf gleicher Linie stehen und zugleich für immer die Denkmäler eines sklavischen Ursprungs beibehalten. Ergebt euch endlich einem reinen Republikanismus: wagt es, euch zu der Höhe der Menschenrechte zu erheben; bedenkt, daß der Grundsatz der Gleichheit nicht der einzige ist, daß die Freiheit ihm noch vorangeht. Die übel

*) Die Mulatten vergaßen in so fern ihren Ursprung, als sie den Schwarzen die Freiheit vorenthielten, deren sie doch als Abkömmlinge aus den gemischten Ehen der Indianer und Europäer von einer Seite nahe standen. Die Weißen sonderten sich in so fern von ihrer Nachkommenschaft ab, als diese mit fremdem Blute vermischt war, doch erhielt selbe im weitern Fortgange in den spätern Linien der Fortpflanzung die Freiheit.

verstandenen Interessen des Colonialanbaues haben uns genug und weit mehr als genug, dazu gezwungen, mit den ersten Gesetzen der Natur ein vorläufiges Abkommen zu treffen; die Furcht vor den Ausschweifungen, welche ein noch roher Menschenstamm begehen könnte, gebietet uns, den Anfang seiner bürgerlichen Gesittung abzuwarten, ehe wir ihn für frei erklären; laßt ihm wenigstens keine Zeit, seine Kraft zu fühlen und seine Unabhängigkeit auszusprechen; denn alsdann sind die Herren der Sklaven verloren!" —

Mehrere europäische Regimenter gingen zu den Spaniern über und die Commissaire, die ihren Anhängern nur Gleichheit anbieten konnten, sahen sich bald auch von denjenigen verlassen, auf welche sie mit Gewißheit gezählt hatten. Einer unter ihnen, Santhonax, der nur zwölf bis funfzehnhundert Mann und sehr wenig Munition bei sich hatte, wurde auf dem Cap von zahlreichen Haufen der Empörer bedroht, denen der Gebrauch der Waffen bereits anfing geläufig zu werden, und welche der Neger Jean-François befehligte, der schon damals durch seinen Ruf den Rebellen großes Zutrauen einflößte. Ein einziges Rettungsmittel blieb Santhonax noch übrig, so glaubte er wenigstens; es bestand in der allgemeinen Befreiung der Neger, sie wurde öffentlich bekannt gemacht; aber auch dieser feierliche Schritt, der unter den Colonisten Bestürzung verbreitete, setzte Santhonax in keine bessere Lage. Einige Neger, zufrieden mit der ihnen ertheilten Benennung freier Menschen, blieben ruhig bei ihren Herren und setzten ihre Arbeiten wie ehedem

fort. Die meisten verließen hingegen die Wohnungen der Pflanzer und flüchteten in die Gebirge, wo sie Regierungen nach Art der Republiken bildeten.

Indessen drohte neues Unglück auf St. Domingo loszubrechen. Die Befreiung, die das Gute nicht hervorbrachte, welches Santhonax davon erwartet hatte, führte Uebel herbei, die seinen Augen entgangen waren. Die Colonisten, welche voller Unzufriedenheit mit der gewährten Befreiung die Ohnmacht Frankreichs einsahen, ihre Lage zu verbessern, richteten ihre Blicke auf England; und während mehrere nach London entflohene große Eigenthümer der brittischen Regierung Anträge machten und zur Eroberung der französischen Colonien ihre Hülfe versprachen, traten andere in Grande-Anse vereinigte Eigenthümer für denselben Zweck zusammen. England hatte anfänglich diese Anerbietungen zurückgewiesen, aber seit der Kriegserklärung Frankreichs nahm das Kabinet von St. James nicht länger Anstand, und der General Williamson, Gouverneur auf Jamaica, erhielt Befehl, Streitkräfte nach St. Domingo zu entsenden, um sich der Plätze zu bemächtigen, welche die Colonisten ihnen zu überliefern gedachten. Hier folgen die 13 Artikel des Antrags, zu welchen sich die Colonisten in Grande-Anse vereinigt hatten.

1) Da die Einwohner von St. Domingo sich nicht an ihren rechtmäßigen Herrn wenden können wegen Abstellung der Tyrannei, unter welcher sie erliegen, so rufen sie den Schutz seiner brittischen Majestät an, leisten ihr den Eid der Treue, und bitten sie, vor der Hand die Colonie anzunehmen

und sie selbst als gute und treue Unterthanen anzusehen bis zum Abschluß des allgemeinen Friedens, wo seine brittische Majestät, die französische Regierung und die verbündeten Mächte unter einander vollgültig über die Colonie St. Domingo entscheiden werden.

2) Bis zur Herstellung der Ordnung und Ruhe in der Colonie wird der Stellvertreter Sr. brittischen Majestät volle Gewalt haben, alle die Polizey- und Sicherheitsmaßregeln zu bestimmen und anzuordnen, die er für nöthig hält.

3) Niemand wird wegen der vorhergegangenen Unruhen zur Verantwortung gezogen werden können, mit Ausnahme derjenigen, die gerichtlich angeklagt sind, Brand und Meuchelmord veranlaßt oder ausgeübt zu haben.

4) Die Farbigen werden alle Vorrechte haben, deren diese Classe von Einwohnern in den englischen Colonien genießt.

5) Wenn beim Friedensschluß die Colonie unter brittischer Herrschaft bleibt, so sollen nichts destoweniger die Gesetze, welche sich auf das Eigenthum und auf die bürgerlichen Rechte beziehen, die vor der Revolution in der Colonie bestanden, beibehalten werden bis zur Bildung einer Colonialversammlung. Se. Majestät wird das Recht haben, selbe provisorisch zu halten, wie es das allgemeine Wohl und die Ruhe der Colonie erfordert. Bis dahin wird der Stellvertreter Sr. Majestät in allen einzelnen Zweigen der Verwaltung und Polizei durch einen Ausschuß von 6 Personen unterstützt werden,

die er aus den Eigenthümern der drei Provinzen in der Colonie zu wählen hat.

6) In Ansehung der Brandstiftungen, Aufstände, Empörungen der Neger, Diebstähle und Plünderungen, welche die Colonie verwüstet haben, hat der Stellvertreter Sr. großbrittanischen Majestät, vom Augenblick an, wo er von der Colonie Besitz nimmt, dem Verlangen der Einwohner gemäß, dieselben zu der Bekanntmachung bevollmächtigt, daß er für die Bezahlung der Schulden eine Frist von 10 Jahren bewilligt, welche mit dem Tage der Besitznahme anhebt, daß ferner die Aufhebung der Interessen mit dem Eintritte des ersten August 1791 beginnen und nur nach Verlauf der zur Zahlung der Schulden bewilligten zehnjährigen Frist zu Ende gehen wird; in der gedachten Frist sind jedoch weder die Schulden für Rechnung der Mündel und abwesenden Eigenthümer, noch auch diejenigen einzuschließen, die von den übergebenen Gütern der Eigenthümer herrühren.

7) Die Ein- und Ausfuhrgebühren für europäische Lebensmittel und Waaren werden auf demselben Fuß, wie in den englischen Colonien, festgesetzt werden.

8) Die Fabriken, welche weißen Zucker bereiten, werden das Recht behalten, ihre Erzeugnisse auszuführen, mit Verpflichtung auf diejenigen Bestimmungen, die in dieser Hinsicht nothwendigerweise zu treffen sind.

9) Die katholische Religion wird aufrecht er-

halten werden, ohne daß ein evangelischer Cultus Eingang hat.

10) Die örtlichen Auflagen, aus denen man die Kosten für die Garnison und Colonialverwaltung bestreitet, sollen auf demselben Fuß, wie 1789 erhoben werden, den Bestimmungen und Erleichterungen unbeschadet, die den abgebrannten Einwohnern bis auf den Augenblick zustehen, wo ihre Niederlassungen wieder hergestellt sein werden. Es soll demnach von der Colonie Rechnung geführt werden über alle die Vorschüsse, die Großbrittanien machen dürfte, um das Deficit der besagten Auflagen zu decken. Dieses Deficit, so wie alle öffentliche Ausgaben der Colonie (wohin aber nicht die Summen für den Dienst der königlichen Eskadre zu rechnen sind) werden von der Colonie getragen.

11) Der Stellvertreter Sr. brittanischen Majestät auf St. Domingo wird sich bei dem spanischen Gouverneur verwenden für die Zurückgabe der Neger und der auf spanischem Gebiete von den empörten Negern verkauften Thiere.

12) Die Einfuhr von Lebensmitteln, Thieren, Getreide und Holz aus den vereinigten Staaten wird in der Colonie auf amerikanischen Schiffen erlaubt sein.

13) Keine der genannten Bedingungen ist als Beschränkung der Gewalt anzusehen, welche das englische Parlament in Absicht auf die politische Regierung der Colonie ausüben wird.

Diese dreizehn Artikel waren von dem Herrn von Charmilly, einem einsichtsvollen, wohlgesinnten, wenn auch ehrgeizigen Mann, im Namen

der Einwohner von Grand-Anse unterzeichnet worden. Der General Williamson hatte sie von englischer Seite bestätigt, mit Ausnahme des 9. und 12., die einige Abänderungen erlitten.

Die englische Regierung handelte, wo nicht leichtsinnig, doch übereilt, daß sie ohne weitere Rücksichten auf eine Verbindung einging, die von so verschiedenen und völlig entgegengesetzten Interessen durchschnitten wurde; sie fehlte insbesondere auch darin, daß sie ihre Absichten, wenn sie es ernstlich meinte, nicht mit einem größern Aufwande von Kraft verfolgte. Schon ein flüchtiger Blick auf jene 13 Artikel zeigt, daß die Pflanzer darin am meisten sich selbst bedacht hatten; die übrigen Classen der Einwohner werden darin nur gelegentlich in allgemeinen Ausdrücken berührt, namentlich gehen die Neger ganz leer aus.

Zum bessern Verständniß der obwaltenden Spannungen und Richtungen ist es nothwendig, die besondere Lage der einzelnen Classen etwas näher ins Auge zu fassen. Die angesehensten und reichsten Pflanzer, denen es zum Theil auch nicht an Einsicht fehlte, wünschten vor allen Dingen Ruhe und Sicherheit, sowohl für Person als Eigenthum. Sie waren meistens Selbstlinge, die jedes andere Interesse dem ihrigen nachsetzten; ihr Vaterland bestand im Mammon, daher reichten sie auch England so bereitwillig die Hände, weil ihnen Frankreich bei seinen innern und äußern Kämpfen nicht diejenigen Vortheile verschaffen konnte, denen sie zunächst und überall mit leidenschaftlichem Eigennutz nachgingen. Unter den übrigen weißen Pflan-

zern gab es viele Republikaner, die mit Leib und Seele an den Grundsätzen der Revolution hingen und daher die damalige französische Regierung jeder andern vorzogen. Von den englisch gesinnten Pflanzern, wie von den Anhängern der Revolution, unterschieden sich wieder wesentlich alle diejenigen Personen, welche ohne innere Haltung die Gelegenheit für ihre Göttin erklärten und sich nach dem Winde des Glücks oder Unglücks bald auf diese, bald auf jene Seite neigten. Unter den Mulatten hatte jede dieser Stimmungen ihre Parteigänger, eben deshalb konnten sie auch selten auf die Länge zu einem dauerhaften Verein kommen. Dieser Mangel an Einheit und Beständigkeit rührte freilich größtentheils aus der Stellung her, die sie zwischen den weißen Pflanzern und den Schwarzen einnahmen, und die eine gewisse politische Halbheit ihnen fast nothwendig machte. Einen sehr bedeutenden Einfluß übten außerdem die freigelassenen Sklaven aus, theils durch ausgezeichnete physische Kräfte, theils durch bewunderungswürdige Talente, theils durch seltene Charakterstärke, die sie im Bösen, so wie im Guten entwickelten. Nimmt man nun die zahlreiche Bevölkerung hinzu, die aus bloßen Sklaven bestand und die jetzt in allen Seelentiefen von dem mächtigen Rufe der Freiheit durchschüttert wurden und dadurch mit den bevorrechteten Ständen in die gefährlichste blutigste Reibung kamen, so hat man einen ungefähren Ueberblick von der Lage der Dinge, und kann darnach den Gang der Ereignisse im Allgemeinen beurtheilen.

Der General Williamson, voll Vertrauen auf die Versprechungen der Colonisten, und überzeugt, daß die Erscheinung der englischen Flagge in einem der Häfen hinreichen würde, um die Eroberung der ganzen Insel zu vollenden, begnügte sich auf einigen Fregatten ungefähr 900 Mann einzuschiffen, unter den Befehlen des Obersten Whiteloke. Diese Landungstruppen gingen den 9. September 1793 von Jamaika ab und langten 10 Tage darauf in Jérémie an, wo sie ausstiegen, ohne irgend ein Hinderniß zu finden. Bald waren der Mole, St. Nicolas, Saint-Marc, Arcahaye, Groß-Goave und fast alle wichtige Plätze des Südens in den Händen der Engländer. Nur erst bei Tiburon stießen sie auf Widerstand, bemächtigten sich jedoch nach einigen Angriffen dieses Platzes. Der Commissär Santhonax, der nicht mehr wußte, wie er den rastlos fortschreitenden Abfall aufhalten sollte, befahl dem General Laveaux, alle Orte zu verbrennen, die er gezwungen dem Feinde überlassen müsse. Durch diese fürchterliche Maßregel, welche die verzweiflungsvolle Lage der Franzosen nothwendig machte, kam es zwischen den Commissären zum Bruch.

„Von dem Befehl, den Sie gegeben haben — schrieb Polverel an Santhonax — ist nur noch ein kleiner Schritt bis zum Verbrennen der Capstadt, und Sie werden bald sehen, daß wir es sind, die diese Stadt in Asche gelegt haben."

Im Norden hatten die kriegerischen Unternehmungen der Republikaner keinen bessern Erfolg. Die Spanier, unterstützt von den Negern, welchen

sie alle möglichen Ehrenbezeigungen und Titel zugestanden, faßten jeden Tag mehr Fuß; es schien unmöglich, die feindliche Ueberschwemmung zurückzutreiben, die außerdem noch durch fortdauernden Abfall begünstigt wurde. Die Commissäre suchten Hülfe beim Schrecken, um den Sturm zu beschwören; man stellte in Port-au-Prince die Guillotine auf, die um diese Zeit in Frankreich so viele Ströme Blut vergoß; aber nach der ersten Hinrichtung erhoben sich alle Einwohner dagegen und dieses scheußliche Mordwerkzeug der Revolution wurde vernichtet.

Eine englische Eskadre bedrohte die Stadt Port-au-Prince mit zwei Linienschiffen, vier Fregatten und mehreren leichten Fahrzeugen, und den 2ten Februar 1794 ließ der Commandant Ford, Befehlshaber der Eskadre Santhonax auffordern, ihm die Stadt, so wie die im Hafen befindlichen Schiffe zu übergeben. Er brauchte zu dieser Sendung als Parlementair einen Land- und zwei Seeofficiere, die mit Santhonax persönlich zu unterhandeln verlangten. „Engländer — erwiederte der feurige Franzose — können mir nichts Geheimes zu sagen haben, reden Sie öffentlich oder entfernen Sie sich." Der eine von den beiden Seeofficieren entgegnete hierauf: „Ich komme, Sie im Namen des Königs von England aufzufordern, ihm diese Stadt zu übergeben, die er unter seinen Schutz nehmen will. Wir werden — fiel Santhonax ein — eben so wenig Port-au-Prince, als die 52 Schiffe, die im Hafen sind, unter dessen Schutz stellen, und wenn sie ja in diesen Platz eindringen

sollten, so werden die Engländer von dieser ganzen Flotte nichts bekommen, als den Rauch, denn die Asche derselben wird in diesem Falle dem Meere gehören."

Die Menge ehrte diese kraftvolle Antwort mit dem Rufe: Es lebe Santhonax! es lebe die Republik! Die Parlementaire kehrten unverrichteter Sache an den Bord ihrer Schiffe zurück. Eine zweite Aufforderung hatte keinen bessern Erfolg; die feste Haltung des Commissärs bewegte die Engländer zum Rückzuge, da sie sich in der Hoffnung getäuscht sahen, Port-au-Prince werde sich ihnen eben so leicht als Jérémie öffnen.

Kaum war diese Gefahr vorüber, so folgte ihr eine andere. Montbrun, ein farbiger und ehrgeiziger Befehlshaber, unzufrieden wegen der Gunst, in welcher Desfourneaux, einer von den höhern Officieren bei Santhonax, stand, und vielleicht noch mehr wegen der Verstärkungen, die der eben genannte Commissair aus den angeworbenen und freigegebenen Schwarzen zog, welche dem 48sten französischen Regimente einverleibt worden waren, gewann ein Bataillon von der Legion Egalité, mit welchem er während der Nacht das Bataillon des bezeichneten Regiments angriff.

Es zog sich in guter Ordnung zurück; den folgenden Tag schrieb Montbrun, noch immer unter den Waffen und umgeben von plünderungssüchtigen Schwarzen, an den Commissair, daß er für das Leben keines Weißen stehen könne, so lange das Bataillon des 48sten Regiments nicht eingeschifft würde. Santhonax fühlte die Bedrängniß seiner

Lage, er gab nach, sah aber wohl ein, daß von nun an seine Macht gebrochen war. Polverel war bei der ersten Nachricht von diesen Vorfällen nach Port-au-Prince geeilt, um seinen Einfluß auf den Befehlshaber Montbrün und den Präsidenten Pinchinat zu versuchen; aber der letztere war damals schon gesunken und jener, eine Kreatur Polverel's, zu weit gegangen, als daß er hätte können stillstehen.

Bald darauf, den 30. Mai, legte sich eine englische Eskadre von vier Linienschiffen und vielen kleinern Fahrzeugen auf der Rhede von Port-au-Prince vor Anker. Die Seemacht befehligte der Commandeur Ford, die Landtruppen der General Whyte. Die Engländer wurden von zahlreichen französischen Ausgewanderten unterstützt, die, abgewiesen bei dem Heere des Prinzen Condé, sich auf der englischen Eskadre eingeschifft und darauf theils mit den Freikorps vereinigt hatten, die gegen die Republikaner kämpften, theils mit der Legion Montalembert, die aus den Colonisten bestand, die in Grande-Anse unter die Waffen getreten waren.

Mitten in der Nacht überlieferte eine Verrätherei den Engländern die Barriere des Fort Bizoton; unter den Soldaten der Garnison, die Montbrun befehligte, verbreitete sich Verwirrung, sie wichen aus ihrer wichtigen Stellung und begaben sich nach Port-au-Prince zurück, welches sie nicht mehr vertheidigen konnten. Die Commissaire überzeugten sich schnell von der Fruchtlosigkeit des Widerstandes, sie bekräftigten in der Stille die Uebergabe und wandten sich unter dem Schutze einer

schwachen Abtheilung von Schwarzen zu dem General Rigaud nach Jacmel. Kaum waren sie daselbst angekommen, als der Capitain des Schiffes Chambon landete mit der Meldung, daß sie von dem Nationalconvent in Anklagestand versetzt seien. Sie hätten den Gehorsam verweigern können, zogen jedoch die Unterwerfung vor und begaben sich an den Bord der Espérance.

Die Legion Montalembert drang zuerst in Port-au-Prince ein, den fünften Junius Abends um fünf Uhr. Beranger, ein Officier dieser Legion, warf sich auf das Fort St. Joseph, wohin sich aus Furcht vor dem überschwemmenden Andrange der Schwarzen diejenigen Weißen geflüchtet hatten, denen es nicht möglich gewesen war, auf den Kauffahrteischiffen unterzukommen. Beranger las eine Liste von dreißig Personen ab. Beim Ausgange aus der Feste gab der Unmensch mit einer Pistole Feuer auf jeden Einzelnen, der hervortrat, und stürzte ihn über den Anhang der Feste herab mit den Worten: Republikaner, schicke dich an zum Sprunge vom tarpejischen Felsen. Sie wären alle auf die Weise umgekommen, wenn nicht der englische General Whyte eine Kanonierkompagnie mit zwei Adjutanten von Léogane herbeigesandt hätte, die diesem Mordfeste ein Ende machten. Eben derselbe erklärte sich den 6ten Junius auch öffentlich gegen diesen Frevel. Der verruchte Beranger entrann zwar für dießmal noch, ertrank aber bei seiner Flucht nach Jérémie.

Es hatte das Ansehen, als sollte die Ruhe zurückkehren: die Engländer und Spanier arbeiteten,

wie es schien, gemeinschaftlich auf dieselbe hin. Noch standen zahlreiche Banden von Schwarzen unter den Waffen; man wußte indessen, daß sie den Spaniern gehorchten und dieß flößte Sicherheit ein. Das Zutrauen stellte sich ganz besonders dadurch wieder ein, daß die Spanier die ausgewanderten Kreolen einluden, nach St. Domingo, ihrem Vaterlande, zurückzukehren, und von ihrem Grund und Boden wieder Besitz zu nehmen. Eine beträchtliche Anzahl von Einwohnern aus Fort-Dauphin, die in den vereinigten Staaten eine Zuflucht gegen die Wuth der Empörer gesucht hatten, glaubte, daß die Gefahr vorüber sei und fand sich in den verlassenen Wohnsitzen wieder ein. In derselben Zeit lagerte sich Jean François mit seinen Horden vor den Thoren der Stadt; da er wahrnahm, daß man keine Anstalten traf, ihn zurückzutreiben, weil man die Ueberzeugung hegte, sie kämen zur Unterstützung der Spanier, so theilte er seine Neger in kleine Haufen ein, und ließ sie die Straßen der Stadt durchziehen. Die spanische Garnison griff zu den Waffen, und auf das Signal, das ein spanischer Priester, ein Freund von Jean François gab, begann das gräßliche Gemetzel. Die Schwarzen hatten sich in Gesellschaft der Spanier zu diesem Bacchanal des Mordes vorher durch die Messe weihen und förmlich einsegnen lassen; die Franzosen waren ihnen als Feinde der Heiligen und der Könige bezeichnet worden, so glaubten sie dem Himmel einen Dienst zu erweisen, während sie der Hölle dienten. Alle Franzosen, auf die man stieß, wurden niedergemacht, die Häuser gestürmt, man

schonte weder Geschlecht noch Alter, so daß von 1000 Einwohnern nur 14 am Leben blieben.

Die seit einiger Zeit verzweiflungsvolle Lage der Franzosen nahm plötzlich eine glückliche Wendung. Während das Schlachten noch immer fortdauerte, die Banden empörter Sklaven täglich anschwollen und alle Theile der Insel verwüsteten, sammelte der Befehlshaber Montbrun in Jacmel die wenigen Truppen, die der französischen Regierung treu geblieben waren. Der schon früher erwähnte Mulattenanführer Rigaud, jetzt General, früher Goldschmidt, stellte eine kleine Armee her, ließ Montbrun verhaften und schickte ihn nach Frankreich; unterstützt von Pétion, der im Laufe der Zeit eine so entscheidende Rolle gespielt hat, ingleichen von Beauvais, beunruhigte er die Engländer und ihre Verbündeten gar bald sehr ernstlich und entriß ihnen nach und nach die Plätze wieder, z. B. Léogane, Tiberon, deren Besitz sie hauptsächlich der Treulosigkeit zu danken hatten. Besiegt von einer Handvoll Soldaten, eng eingeschlossen in Grande-Anse suchten die Engländer Hilfe bei ihrem Golde. Von dem leicht und schnell erstiegenen Gipfel des Glückes waren sie hauptsächlich herabgesunken durch den Mangel an Verstärkung, durch die Regellosigkeit der Verwaltung, welche unverhältnißmäßige Summen verschlang oder unterschlug, durch den mannigfaltigen und schweren Dienst, welcher die Soldaten erschöpfte und durch die Veränderlichkeit der politischen Gesinnung, die sich von ihnen jetzt eben so kalt abwandte, als sie ihnen früher lebhaft entgegen gekommen war; zu diesen Uebeln gesellte sich

endlich noch eine verheerende Krankheit, welche auch unter denen, die dem Tode entkamen, einen tiefen und allgemeinen Mißmuth verbreitete.

Unter allen Generalen war keiner den Engländern so furchtbar, als Rigaud, sie boten ihm, wenn er sich von seinen Truppen zurückziehen wollte, als Preis der Unehre drei Millionen Franken an, die er aber mit edler Uneigennützigkeit ausschlug. Aehnliche Zumuthungen wurden dem hochherzigen General Laveaux gemacht; ihn hoffte man jedoch wohlfeiler und zwar für 50,000 Thaler zu erkaufen. Er war von altem Adel, hatte durch die Revolution viel verloren und noch mehr für die Bedürfnisse des Kriegsdienstes aufgeopfert. Im gerechten Zorn des beleidigten Ehrgefühls schrieb er dem General Whiteloke, von dem der verrätherische Antrag ausgegangen war, folgenden Brief: „Erlauben Sie mir, daß ich mich bei Ihnen selbst über den Schimpf beschwere, den Sie mir anthun, indem Sie sich einbilden, ich sei schlecht und niederträchtig genug, um nicht durch das Anerbieten von 50,000 Thalern durch und durch zur Rache empört zu werden. Darin haben Sie sich selbst beleidigt. Ich bin General, bis jetzt habe ich verdient, die Armee zu befehligen. Sie haben mich in den Augen meiner Waffenbrüder entehren wollen. Das ist eine Schmach, wofür Sie mir persönliche Genugthuung schuldig sind; ich verlange selbe im Namen der Ehre, die unter den Völkern behauptet werden muß. Ehe es also zur allgemeinen Entscheidung der Waffen kommt, fordere ich Sie zu einer besonderen zwi-

schen uns beiden auf, bis daß einer von uns fällt. Ich lasse Ihnen die Wahl der Waffen, zu Fuß oder zu Pferde. Ihre Eigenschaft als Feind gab Ihnen kein Recht, mich persönlich zu beschimpfen; als Privatmann verlange ich Genugthuung für eine Beleidigung, die Sie mir als Einzelnem zugefügt haben."

Der General Whiteloke blieb die geforderte Genugthuung schuldig und erneuerte seine frühern Anerbietungen, wahrscheinlich mehr in der Absicht, ihnen durch den Eifer der Wiederholung einen täuschenden Schein von Geradheit zu geben, als in der Hoffnung, damit zum Ziele zu gelangen. Laveaux war damals provisorischer Gouverneur der Colonie; da die Capstadt ihm keine Mittel zur Vertheidigung darbot, so verließ er sie, um sich der Schildkröteninsel gegenüber festzusetzen, indem er in derselben Gegend Verschanzungen anlegen ließ, wo die Franzosen und Flibustier als Eroberer St. Domingo's ihre ersten Niederlassungen gegründet hatten. Port-de-Paix, der Hauptort dieses kleinen Gebiets, wurde von allen Seiten befestigt und unter dessen Mauern trotzte Laveaux allen Anstrengungen der Engländer, die in einer Entfernung von 30 Meilen, Herren des Mole Saint Nicolas, von der Höhe herab alle Außenpunkte von Port-de-Paix beherrschten; während die Spanier, Besitzer des ganzen Nordens, die Stellung der Franzosen mit jedem Tage enger und enger eingeschlossen hatten. Es fehlte diesen außerdem an Proviant und Kleidung, schon seit längerer Zeit gingen die Soldaten baarfuß; Laveaux konnte nur noch da-

durch Ordnung und Mannszucht aufrecht erhalten, daß er nahe Verstärkungen aus dem Mutterlande versprach. Da sie ausblieben, verkaufte der brave Laveaux alle seine entbehrlichen Habseligkeiten, die Achselbänder nicht ausgenommen; seine Lage wurde mit jedem Augenblick gefährlicher: da riß ihn plötzlich der Beitritt eines Anführers der Neger aus allen seinen Verlegenheiten; dieser war kein anderer als Toussaint Bréda, der den ersten Grund zur nachherigen Freiheit St. Domingo's gelegt hat.

Er wurde 1745 als Sklave auf der Pflanzung des Grafen Noé, nicht weit vom Cap français geboren; diese Angabe ist wenigstens sicherer, als die Meinung, zufolge der er aus Afrika herübergekommen sein soll. Wie die griechischen Städte sich einst um den Ruhm stritten, in welcher von ihnen der unsterbliche Sänger Homeros das Licht der Welt erblickt habe; so suchten auf ähnliche Weise auch mehrere Pflanzer eine Ehre darin, die ehemaligen Herren Toussaint's gewesen zu sein. Zur Zeit des Negeraufstandes 1791 war er noch Sklave auf der Besitzung, die man mit den wahrscheinlichlichsten Gründen für seinen Geburtsort hält. Er zeichnete sich schon früh, selbst bei den gemeinsten Beschäftigungen, durch seltene Fähigkeiten und feurige Lernbegierde aus. Der Mangel an Hilfsmitteln konnte seinen emporstrebenden Geist nicht niederhalten; er lernte, troß der mannigfaltigen äußern Hemmungen, lesen, schreiben und rechnen, und wandte die erworbenen Kenntnisse mit dem größten Eifer an, seiner weitern Bildung obzuliegen, so viel es die Umstände nur immer erlauben

wollten. Seine Mitsklaven bewunderten ihn als eine außerordentliche Erscheinung; endlich wurde auch der Aufseher der Pflanzung, Bayon de Libertas, aufmerksam auf Toussaint und beförderte ihn von den Verrichtungen des Landbaues zu der Stelle eines Postillons; ein solcher Dienst brachte nicht nur Geld, sondern auch Ehre und wurde von den Sklaven als der Gipfel ihres Glücks betrachtet. Diese Gunsterweisung machte auf das empfängliche Gemüth Toussaint's einen so tiefen Eindruck, daß er sich gegen seinen Wohlthäter zur kindlichsten Dankbarkeit verpflichtet fühlte, und demselben auch später unter schwierigen Verhältnissen die zartesten Beweise davon gab. So soll er auch in der Behandlung der Thiere eine gefühlvolle Schonung und Aufmerksamkeit gezeigt haben; er lebte mit ihnen, wie ein gutgearteter Naturmensch auf dem Fuße einer geselligen Annäherung; will man doch sogar behaupten, er habe sich denselben durch mimische Kunstgriffe auf gewisse Weise verständlich machen können. Gegen seine Mitsklaven zeigte er so viel Güte und Geduld, daß er deshalb oft zur Zielscheibe ihrer Neckereien dienen mußte; es scheint indessen, daß diese sanften, einnehmenden Sitten nicht bloß ein reiner Ausfluß seines Herzens waren, sondern nebenbei auch in Berechnungen einer weitsehenden Klugheit ihren Grund hatten. Toussaint verheirathete sich in einem Alter von 25 Jahren, und fühlte sich als Gatte, bald auch als Vater glücklich, wiewohl er noch immer Sklave war; denn Bayon meinte es zwar wohl mit ihm, konnte sich aber doch nicht so weit

über Vorurtheil und Privatinteresse erheben, um seinem ausgezeichneten Günstlinge die Freiheit zu ertheilen. Toussaint hatte jetzt Vermögen und Muße genug, um für die Bedürfnisse seines Geistes ruhiger und ernstlicher sorgen zu können; im Umgange mit einigen Priestern hörte er reden von verschiedenen Werken eines tiefern Gehalts und dieser Funken entzündete sich in seiner Seele schnell zur Flamme. Unter allen Schriftstellern zog ihn Raynal am meisten an; er fand in den Werken desselben den mächtigsten Anklang für die mannigfaltigen Bewegungen, die sein Inneres stiller oder lauter durchdrangen; er wagte es, an den Tag der Freiheit zu glauben, welchen Raynal den unterdrückten Sklaven mit prophetischer Stimme verkündigte; und vielleicht ermannte er sich schon damals zu dem geheimen Entschluß, für die Seinigen der Befreier zu werden, auf den jener Geschichtschreiber bei der weitern nothwendigen Entwickelung St. Domingo's hingewiesen hatte. Durch eine französische Uebersetzung des Epiktet befreundete er sich mit den sittlichen Grundsätzen dieses Philosophen und wandte sie auf vorkommende Verhältnisse oft mit treffendem Nachdruck an. Mit dem heißesten Durste verschlang er insonderheit die alten Historiker; die einfache, großartige Welt, welche sie darstellen, lag seinem Geiste näher, als das gothische verschränkte Wesen der späteren Zeiten; von den Erzählungen der Thatsachen erhob er sich zu den allgemeinen Lehren der Staats- und Kriegskunst *). Was die äußere

*) Ein authentisches Verzeichniß zählt unter dem

Gestalt betrifft, so hatte Toussaint eine männliche Bildung und eine mehr als mittlere Größe. Der Ausdruck seines Gesichts flößte Achtung und Ehrfurcht ein; seinen Manieren fehlte es, sobald er wollte, nicht an Feinheit; immer aber erschienen sie leicht und zwanglos. Seine Uniform war eine Art blauer Jacke, mit einem großen rothen Kragen, der über die Schultern herabhing, mit rothen Aufschlägen, acht Reihen goldener Litzen auf jedem Arme und einem Paar großer goldener Achselbänder, die nach hinten zu geworfen waren; eine Weste und lange Beinkleider von Scharlach, Halbstiefeln, ein runder Hut mit rother Feder und der Nationalkokarde. Dazu kam noch ein ungeheurer großer Säbel, der den charakteristischen Eindruck vollendete. — So viel für jetzt über den merkwürdigen Mann, welcher St. Domingo eine andere Gestalt geben sollte. Er nannte sich späterhin Toussaint Louverture, um der Colonie anzudeuten, wie ein französischer Geschichtschreiber bemerkt, daß er ihr die Thür einer bessern Zukunft zu eröffnen hoffe.

Büchervorrathe Toussaint's folgende Werke auf: Scriptores de re militari; Cäsars Denkwürdigkeiten ins Französische übersetzt; Geschichte Alexanders und Cäsars von de Claison; Geschichte der Revolutionen in England und Spanien von d'Orleans; die Rêveries militaires des Marschalls von Sachsen; militärische Denkwürdigkeiten der Griechen und Römer von Guichard; Herodots Werke; Le Beau's Abhandlungen der Akademie der Inschriften und schönen Wissenschaften; Loyd's militärische und politische Denkwürdigkeiten; die Lebensbeschreibung des Plutarch, des Cornelius Nepos 2c.

Ehe sich die Sklaven auf dem Gebiete des Grafen Noé empörten, fragten sie Toussaint, der unter ihnen in großem Ansehen stand, um seine Meinung über das Unternehmen, das sie wagen wollten; er ging aber mit seinen wahren Ansichten damals nicht heraus; vielleicht wartete er auf einen Zeitpunkt, der seinen brennenden Wünschen ein größeres Feld der Thätigkeit anzuweisen vermochte; vielleicht hielt ihn auch die Rücksicht auf seinen Wohlthäter Bayon de Libertas von jedem entscheidenden Schritte ab. Denn nachdem er diesen durch die zweckmäßigsten Anstalten und die thätigste Unterstützung auf das Festland von Amerika hinüber gerettet und eben denselben nach seiner Ansiedlung in Baltimore mit den nöthigsten Lebensbedürfnissen versorgt hatte, säumte er keinen Augenblick länger, die Sache seiner unterjochten Brüder auch für die seinige zu erklären. Er vereinigte sich mit dem Heerhaufen, welchen der Neger Biassou anführte. Man legte ein so großes Gewicht auf seine persönliche Theilnahme, daß er dem erwähnten Befehlshaber unmittelbar als Lieutenant beigegeben wurde; zu dieser Auszeichnung kam noch eine andere, nämlich der komische Titel eines Arztes der spanischen Armee. Seitdem die afrikanischen Schwarzen zu den Spaniern übergetreten waren, erhielt Toussaint von diesen den Rang eines Obersten. Biassou, der seine großen militärischen Talente durch barbarische Wildheit verdunkelte, war eben gestorben, bald nach dem Verluste seines Postens und Ansehens. Toussaint war vollkommen der Mann dazu, die entstandene Lücke auszufüllen; aber Jean François,

ein anderer Anführer der Neger, der auch schon früher erwähnt worden ist, zeigte keine Lust, mit einem frischen Emporkömmling, der leicht zum gefährlichen Nebenbuhler erwachsen konnte, die Gewalt zu theilen. Toussaint's Ehrgeiz wollte sich nicht mit dem zweiten Platze begnügen, und die Eifersucht, welche er über Jean François empfand, der nur schwer zu überflügeln war, entführte ihn aus den Reihen der Spanier in die Arme der Franzosen, bei denen er für seine kühnen Entwürfe einen günstigeren Spielraum zu finden meinte; auch mochte ein Rest von alter Neigung ihn zu diesem Entschlusse bestimmen; endlich hatte ihn auch der General Laveaux für den Fall seines Uebertrittes die lockendsten Anerbietungen gemacht.

Toussaints Einfluß auf die Schwarzen war unermeßlich; sobald als Laveaux auf denselben fußen konnte, verabschiedete er die Banden von Jean François, unterwarf den ganzen Norden mit Ausnahme des Mole St. Nicolas, den die Engländer fortwährend behaupteten. Im Westen trieb sie Toussaint Louverture bis zu den Quellen des Artibonite und zwang sie, sich nach St. Marc zu werfen.

Er hatte sein Lager bei la petite Rivière aufgeschlagen, als es ihm einfiel, den englischen Befehlshaber Thomas Brisbanne durch eine List zu fangen, die, sollte sie auch mit der Würde eines großen Charakters in anderen Lebensverhältnissen streiten, im Kriege wenigstens zu den erlaubten Freiheiten gehört. Brisbanne hatte die Schlinge gemerkt und zu der verlangten Unterredung an sei-

ner Stelle einen französischen Emigranten, außerdem einige Farbige abgesandt, die ganz in Englands Interesse waren. Gleich mit den ersten Worten boten sie Toussaint einen Preis als Lohn seines Abfalles. Auf diesem Vorschlage hatte sie der Anführer der Neger eben ertappen wollen; er bemächtigte sich sogleich ihrer Personen und ließ sie, zusammen 27, durch Gewalt der Waffen umbringen, weil sie, wie man öffentlich verbreitete, einen Offizier der Republik hatten bestechen wollen. So lange nicht nähere und vollkommen glaubwürdige Nachrichten über diese Begebenheit vorliegen, ist ein reines und erschöpfendes Urtheil darüber unmöglich.

Nach dieser Hinrichtung unternahm Toussaint die Belagerung von St. Marc; er scheiterte jedoch in dieser Unternehmung, wie der General Rigaud in seinem Angriffe auf Port-au-Prince.

Den 22. Julius 1795 überließ der König von Spanien, zufolge des Basler Friedens, der französischen Republik vollständig den ehemaligen spanischen Antheil von St. Domingo; die Hauptartikel (der 9te und 10te) lauten darüber also:

„Der König von Spanien tritt ab, und überläßt für sich und seine Nachkommen der französischen Republik als vollkommenes Eigenthum den ganzen spanischen Antheil von St. Domingo."

„Einen Monat darauf, wann die Kenntniß von der Bestätigung des gegenwärtigen Vertrags auf der Insel erfolgt ist, werden die spanischen Truppen sich bereit halten, die Plätze, Häfen und Besitzungen zu räumen, welche sie inne haben, um sie den

Truppen der französischen Republik zu übergeben, und zwar in dem Augenblicke, wo diese zum Empfange erscheinen."

„Die erwähnten Plätze, Häfen und Besitzungen werden der französischen Republik überliefert mit den Kanonen, Kriegsvorräthen und den nöthigen Vertheidigungsmitteln, wie selbe in dem Augenblicke vorhanden sind, wo dieser Vertrag auf St. Domingo wird zur Kenntniß gelangen."

„Die Unterthanen des spanischen Antheils, die wegen ihres Vortheils oder anderer Beweggründe für sich und ihr Eigenthum den Aufenthalt in den Besitzungen Sr. katholischen Majestät vorziehen, können sich nach denselben innerhalb eines Jahres begeben, dasselbe von dem Datum des gegenwärtigen Vertrags an gerechnet."

„Die Generale und Befehlshaber der beiden Völker werden sich über die Maßregeln verständigen, welche die Vollziehung dieses Artikels erheischen."

„Den Individuen beider Nationen wird freie Hand gewährt über die Effekten, Einkünfte, Güter, von welcher Art sie sein mögen, gleichviel, ob sie wegen des Kriegs zwischen Frankreich und Spanien zurückbehalten, in Beschlag genommen oder confiscirt worden sind; imgleichen eine schnelle Rechtspflege in Betreff der besondern Schuldforderungen, die einzelen Personen in den Staaten der unterhandelnden Mächte zustehen."

Bei der Nachricht dieses Vertrags nahm sich England zu einer letzten Anstrengung gegen St. Domingo zusammen. Es rüstete unter der Anfüh-

rung des Brigadegenerals Howe eine Eskadre gegen die Insel aus; allein es verflossen mehr als sechs Monate zwischen dem Absegeln der Schiffe aus dem Hafen von Cork und ihrer Ankunft beim Cap St. Nicolas. Diese Truppen landeten im December desselben Jahres, 3000 Mann stark, und schlossen zu Lande Léogane ein, das im Besitz der Franzosen geblieben war, während die Schiffe des Admirals Parker die Blokade zur See unternahmen; dieser doppelte Angriff hatte indessen keinen Erfolg und der Feind zog sich bald wieder zurück.

Rigaud beschuldigte insgeheim den General Laveaux einer parteiischen Vorliebe gegen die neuen Freigelassenen, auf welche die Franzosen natürlich für den Augenblick sicherer rechnen konnten, als auf die alten; auch die Farbigen des Nordens und Südens maßen mit eifersüchtigen Augen das Zutrauen und die Gunst, welche der Befehlshaber der Schwarzen genoß, so daß Villate, ein Anführer der Farbigen, kein Bedenken trug, den General Laveaux und obersten Kriegskommissär Perroud in der Capstadt selbst verhaften und beide in einen Kerker werfen zu lassen. Glücklicherweise eilte Toussaint, an der Spitze von 10,000 Schwarzen, zu ihrer Befreiung herbei, Villate mußte sich mit seinen Anhängern in das Lager von Martillière flüchten, wo sie sich vertheidigungsweise behaupteten, während Laveaux aus Dankbarkeit für die geleisteten Dienste, Toussaint für die Regierung von St. Domingo zu seinem Lieutenant ernannte und in einer öffentlichen Be-

kanntmachung erklärte: „daß derselbe der von Raynal verheißene Spartacus sei, berufen, die an seinem Volke verübten Mißhandlungen zu rächen." Er bezeichnete ihn zugleich als den Rächer der eingesetzten Behörden und versprach, daß künftig nichts ohne Verabredung mit ihm und ohne seinen Rath unternommen werden sollte. Vielleicht ging Laveaux in diesen Aeußerungen weiter, als die Klugheit anrieth und seine Stellung erlaubte. Der unmittelbare Vortheil, der aus Toussaints Zuziehung bei den öffentlichen Geschäften hervorging, wirkte eben so schnell als kräftig; denn von jetzt an faßten die Schwarzen weit mehr Herz zu den Weißen und der größte Theil derselben fügte sich freiwillig. Um diese Zeit kehrte Santhonax aus Frankreich zurück, begleitet von vier neuen Amtsgenossen; er hatte die gegen ihn erhobenen Anklagen siegreich zu Boden geschlagen und von Neuem die Gunst der Regierung erlangt; Polverel war in Frankreich gestorben; Roume erschien ebenfalls wieder auf dem Schauplatze; die drei andern Commissaire waren Giraud, der nur eine unbedeutende Rolle spielte, Leblanc, der nicht Zeit hatte, sich in seine Lage zu finden, so schnell überraschte ihn der Tod, und Raymond, ein Farbiger, der seit 1784 in Paris das Interesse seines Volks als Geschäftsführer wahrgenommen hatte. Die Commissaire fanden die Colonie in einem ziemlich glücklichen Zustande, sie bot wenigstens für die Zukunft günstige Aussichten dar. Santhonax ging nach seinem heftigen, wagelustigen Charakter lieber darauf aus, die Leidenschaften in frische Flammen zu setzen, als die vorwaltende Stim-

mung und das Wohlwollen, mit dem man ihn em-
pfangen hatte, für die Vereinigung der verschiede-
nen Parteien anzuwenden. Er hatte freilich Recht,
wenn er glaubte, daß Frankreich seinen Einfluß auf
St. Domingo nur durch fortwährende Spannung
der Gemüther behaupten könne; denn in dem
Maaße, als die Eingebornen näher zusammen tra-
ten, mußten sie ihre Kraft fühlen lernen, und die-
ses Bewußtsein schwächte nothwendigerweise die
Verbindung mit dem Mutterlande. Das größte
Uebel unnatürlicher Verhältnisse besteht eben darin,
daß sie durch jedes Palliativmittel eine gefährlichere
Gestalt annehmen, so lange man sich nicht zu einer
Radikalkur entschließen kann, darf, oder will.
Santhonax fing seine Laufbahn damit an, daß er
die beiden Collegen, Giraud und Leblanc, geschickt
auf die Seite schob, die seinem durchgreifenden, ei-
genmächtigen Verfahren besonders im Wege stan-
den; die beiden anderen flößten ihm keine Besorg-
niß ein; Roume war anderwärts in der Abtretungs-
angelegenheit zwischen Frankreich und Spanien be-
schäftigt und Raymond schwach und leicht zu re-
gieren.

Toussaint, der ein vorzügliches Talent besaß,
sich den Negern auf eine eindringende Weise ver-
ständlich zu machen, arbeitete jetzt eifrig an der
sittlichen Verbesserung der Colonie; er rief die
Landbebauer in ihre Wohnungen zurück; nach sei-
nem Willen sollten die Schwarzen wie sonst arbei-
ten, nur mit dem Unterschiede, daß sie als freie
Menschen behandelt würden, mit der Verpflich-
tung für die Herren, ihnen wie Arbeitern Lohn zu

zahlen oder ein Viertel von dem Ertrage ihres Bodens abzutreten. „Ich habe nicht Lust — so erklärte Toussaint laut — für einen Neger der Küste zu gelten; ich werde mich eben so gut als andere darauf verstehen, aus dem Reichthume des Bodens Nutzen zu ziehen; die Freiheit der Schwarzen kann sich nur befestigen durch das Gedeihen des Ackerbaues."

Santhonax, der jetzt als Commissär freie Hand hatte, erkannte augenblicklich die Nothwendigkeit, Toussaint zu gewinnen, dessen Macht mit jedem Tage wuchs; er ernannte ihn daher zum Divisionsgeneral. Diese Auszeichnung war weit davon entfernt, Toussaint's Ehrgeiz zu befriedigen, sie entzündete denselben nur noch mehr, indem sie ihm die Stufen zeigte, die noch zu ersteigen waren; er fühlte Kraft und Beruf in sich für die erste Rolle, wie hätte er sich mit der zweiten begnügen sollen und zwar unter Umständen, die ihn mit Gewalt empor rissen? Die Engländer hatten jetzt auf mehreren Punkten einen harten Stand; Rigaud, so eifersüchtig er auch auf das wachsende Ansehen Toussaint's war, setzte jenen darum nicht weniger lebhaft im Süden zu; er hätte vielleicht geradezu mit der französischen Regierung gebrochen; aber der Gang der Ereignisse gebot ihm Zögern und so beschränkte er sich darauf, regelmäßig Rechenschaft von seinen Handlungen abzulegen und sich nach jeder Seite zu decken, ohne die bestehenden Verhältnisse gewaltsam anzugreifen. Der französische General Desfourneaux bedrängte die Engländer lebhaft im Norden, vier Angriffskolonnen umgaben die

Höhen von Vallière, welche der Feind die Vendée von St. Domingo zu nennen pflegte. Heinrich Christophe, damals Brigadechef und später König von Hayti, trug wesentlich auf dieser Seite zum Glücke der französischen Waffen bei. Toussaint wetteiferte an Thätigkeit mit diesem Befehlshaber und kämpfte im Westen der Insel mit glänzendem Erfolge; er wurde von den Negern dergestalt geachtet, geliebt und bewundert, daß sie haufenweise seinen Fahnen zuströmten und theilweise durch ihren Abfall in den Reihen der Engländer die empfindlichsten Lücken zurückließen. Um die Neger gänzlich von den Engländern abzuziehen, erhoben die französischen Commissäre Toussaint zum Oberbefehlshaber der bewaffneten Macht auf St. Domingo.

Dieser entwickelte jetzt immer mehr seine umfassenden Entwürfe, indem er sie zugleich in ein räthselhaftes Dunkel hüllte, wie er denn überhaupt in politischer Verstellungskunst ein Meister war. Obwohl er noch kurz vorher, als er zur Theilnahme an der Regierung berufen wurde, öffentlich die Losung ausgesprochen hatte: Nach Gott — Laveaux! so suchte er doch nichts destoweniger diesen seinen Freund und Wohlthäter zu verdrängen, um sich an dessen Stelle zu setzen. Er lenkte eben so fein als thätig die allgemeine Aufmerksamkeit auf ihn und auf Santhonax, als es galt, Abgeordnete für St. Domingo nach Paris in die gesetzgebende Versammlung zu senden; seine Empfehlung wirkte wie ein Gesetz, und dabei hatte er noch die Genugthuung, dem Drange des Ehrgeizes den Anstrich der Dank-

barkeit geben zu können. Santhonax merkte endlich, aber zu spät, daß Toussaint damit umging, ihn auf seinem Posten zu untergraben; anfänglich wollte er ihm die Spitze bieten, allein bei reiferem Nachdenken sah er ein, daß der Augenblick des Widerstandes bereits entflohen war. Er überzeugte sich noch mehr hiervon durch die Entdeckung, daß Toussaint im Einverständnisse mit dem Mulatten Raymond seine Entfernung aus der Colonie betrieb. Auch Rigaud baute seine besondern Hoffnungen auf Raymond; sie hatten bisher den offenen feindseligen Ausbruch seiner Unzufriedenheit noch zurückgehalten. Den 20. August 1797 fiel der letzte Schleier. Toussaint erschien vor Santhonax an der Spitze eines zahlreichen Generalstabs und verbeugte sich vor dem Commissär bis auf die Erde. Santhonax begriff sehr wohl, was er von dieser scheinbaren, erkünstelten Demüthigung und Ehrfurcht zu halten habe, und machte gezwungen eine ernsthafte Miene zu dem losen Gaukelspiel.

Der Brief, welchen Toussaint in seinem eignen Namen an Santhonax bei dieser Gelegeuheit geschrieben und überreicht hatte, lautete folgendermaßen:

„Bürger-Commissär,“

„Das Volk von St. Domingo hat Sie zu seinem Stellvertreter in der gesetzgebenden Versammlung gewünscht; in dem Briefe, den wir Ihnen geschrieben, wollten wir unsere besondere Beistimmung dem allgemeinen Verlangen hinzufügen. Wenn die Feinde der Freiheit noch darauf bestehen, Sie zu verfolgen, so sagen Sie ihnen, daß wir be-

theuert haben, ihre Anstrengungen zu vereiteln, und daß unsere Hülfsmittel in unserm Muth, unserer Beharrlichkeit, unserer Liebe zur Arbeit und Ordnung bestehen. Durch unsere Tugenden und unsere Ergebenheit gegen die Republik werden wir ihren Verläumdungen antworten, und aus dem, was Sie in der Colonie gesehen haben, werden Sie wohl inne geworden sein, daß es uns eben so leicht war, unsere Sache zu vertheidigen, als unsere Feinde nieder zu werfen! Gruß und Achtung."

Der gesuchte stolze Ton dieses Briefes ließ nicht daran zweifeln, daß Toussaint gesonnen sei, den Herrn zu spielen und sich stark genug fühlte, die Maske zu lüften. Er hatte vorausgesehen, daß Santhonax sich bei der Regierung über ihn beschweren würde; um den Eindruck dieser Anklagen zu vertilgen oder doch zu schwächen, schickte er seine zwei Söhne nach Frankreich, um dort ihre Erziehung vollenden zu lassen; zugleich sandte er einen Brief an das Direktorium mit, in welchem er sagte, „daß man ihm Dank schuldig sei für das dem Direktorio bewiesene Zutrauen, welches so weit gehe, daß er ihm seine Kinder überlasse, in einem Zeitpunkt, wo die gegen ihn vorgebrachten Klagen die Aufrichtigkeit seiner Gesinnung in ein zweideutiges Licht setzen könnten." Der Brigadechef Vincent, Toussaint's Laurer, umstrickte außerdem die Häupter der Regierung mit beschönigenden Reden, indem er die unruhige und stürmische Verwaltung von Santhonax als unverträglich mit dem Bestehen der Colonie schilderte, und dagegen die Maßregeln des Negergenerals als das einzige und beste Rettungsmittel

erhob. Die Direktoren, vielleicht geblendet durch die Hoffnungen, welche Toussaint blicken ließ, schenkten diesen Gründen Glauben, wenn bei ihnen nicht noch mehr die Sicherheit entschied, welche jener kundgab; sie rechneten auf ihn, weil er auf sich selbst zählte. In ihr Zutrauen mischte sich jedoch auch Besorgniß; die Wahl des Mannes, den sie unter den gegenwärtigen Umständen nach St. Domingo als Lenker der dortigen Angelegenheiten schicken sollten, schien ihnen bedenklich, und gebot die größte Aufmerksamkeit. Sie glaubten in dem General Hédonville die nöthigen Eigenschaften zu finden, um den Ehrgeiz Toussaint's zu beobachten und einzuschränken, und wollten ihm diesen als Hemmung entgegenstellen, wenn er es wagen sollte, sich und St. Domingo von Frankreich loszureißen.

Toussaint, der es lebhaft fühlte, wie weit er in seinen Eingriffen gegangen war, strengte alle Kräfte an, um durch den Glanz und Zauber der Waffenthaten seine Anmaßungen zu rechtfertigen; die gänzliche Vertreibung der Engländer war von jetzt an mehr als je der Lieblingsgedanke seiner nach Ruhm dürstenden Seele. Ansteckende Krankheiten hatten unter dem Feinde große Verwüstungen angerichtet; er w[illegible]e seinen Verlust ersetzen durch die Taktik der B[illegible]techung; weil das Schwert versagte, sollte das Geld entscheiden. Vergeblich hatte man Rigaud in diesem Netze fangen wollen; vielleicht war Toussaint schwächer; es kam auf eine Probe an. Unter unbestimmten und täuschenden Vorwänden erließ man Parlementäre an

ihn mit den schmeichelhaftesten Anerbietungen; wie man sagt, so ließ sich seine Eitelkeit einen Augenblick verlocken; seine scheinbare Annäherung dürfte aber wohl mehr ein falsches, klug berechnetes Spiel gewesen sein. Es kam in der Stille zu ernsthaften Unterhandlungen und der Krieg, der zwischen den neuerdings aufgestandenen Negern und den in die Enge getriebenen Engländern mit dem größten Nachdruck hätte geführt werden sollen, sank zu einer leeren Parade herab.

So standen die Sachen, als der General Hédonville ankam; er brachte als Geschäftsführer des Direktoriums nur eine Ehrengarde mit sich und war außer Stande, gegen einen Mann anzukämpfen, der alle Gewalt in Händen hatte und über seine Umgebungen einen unermeßlichen Einfluß ausübte. Hédonville hatte bei den bürgerlichen Spaltungen, durch die Frankreich zerrüttet worden war, Beweise von Geschicklichkeit und selbst von Talent gegeben. Es war ein Fehler, daß er bei der Stadt St. Domingo landete; dadurch zeigte er ein unnützes Mißtrauen. Man war bereit, ihn günstig zu empfangen, aber von seiner Ankunft an verdarb er Alles.

Gleich anfänglich verletzte er die Eigenliebe des Commissär Raymond; Toussaint, dessen Freund, fühlte sich in demselben ebenfalls beleidigt. Die übel angebrachten Scherze der Offiziere vom Generalstabe Hédonville's verstimmten vollends den Oberanführer der Schwarzen. Er zögerte, sich nach dem Cap zu begeben, wo der Abgeordnete des Direktoriums ihn erwartete; später erschien er

jedoch daselbst mit dem General Rigaud, der aber eine bessere Aufnahme fand, als er selbst. Toussaint's Unzufriedenheit stieg dadurch noch höher. Um an seine geleisteten Dienste zu erinnern, nahm er die Miene an, sich über die Last des Oberbefehls zu beklagen; einer von den höhern französischen Offizieren nahm ihn mit einem verstellten Schmerze beim Worte, entweder im Ernst oder aus Schalkheit; er schlug vor, ihn nach Frankreich überzusetzen. Toussaint, der auf einen nahen Zwergbaum hinwies, erwiederte: „Dahin geht mein Vorhaben, ich werde es aber nicht eher ausführen, als bis dieser Baum ein Schiff geben wird, um mich hinzuführen."

Toussaint blieb nicht lange auf dem Cap; er verließ Hédonville und verfügte sich zur Armee. Der französische General wünschte sich anfänglich Glück zu der Entfernung eines Befehlshabers, dessen Nähe ihn belästigte; bald aber merkte er, daß dieser Nebenbuhler, ob an- oder abwesend, ihm gleich gefährlich war; auch wagte er es nicht, auf dessen Treue gegen Frankreich eben viel zu rechnen. Port-au-Prince hatte sich um diese Zeit ergeben; der Garnison war eine so günstige Kapitulation gewährt worden, daß sie allerdings dem französischen Geschäftsführer Verdacht gegen die Redlichkeit des Negergenerals einflößen konnte; die Umstände sprachen zu laut. Hédonville erklärte, daß er die Verhandlungen über die Räumung der übrigen militärischen Punkte auf der Colonie für die Zukunft sich selbst vorbehalte; auch schloß er bald darauf die Kapitulation in Betreff des Mole von St. Nicolas

ab, den ihm die Engländer unter den Befehlen des berühmten Maitland übergaben, selbst in dem Augenblick, als aus Großbritannien und den englischen Inseln eine beträchtliche Hilfe für sie angekommen war.

Toussaint Louverture erhob bei der Nachricht von dieser Kapitulation, an welcher er keinen Antheil gehabt hatte, die heftigsten Klagen: er besann sich noch eines Bessern; er vermochte Maitland, die getroffene, bereits bekannt gewordene Uebereinkunft zurückzunehmen und dabei zu erklären, daß er nur mit der militärischen Behörde Verfügungen eingehen wolle, der er allein die Vollmacht zuerkenne, mit ihm zu unterhandeln.

Toussaint Louverture begab sich nun nach dem Mole von St. Nicolas, wo die englischen Truppen ihm die Zeichen der höchsten Achtung erwiesen; die Geistlichkeit kam ihm entgegen und empfing ihn unter einem Traghimmel; die Ausstellung des Sakraments in seiner Nähe vollendete die Feierlichkeit. Maitland veranstaltete ihm ein kostbares Gastmahl unter einem prächtigen Zelte und nach dem Essen schenkte er ihm, im Namen des Königs von England, alles Silbergeräth, was zur Bewirthung gedient hatte. Das war noch nicht Alles: Toussaint wurde sogar aufgefordert, Heerschau über die englischen vorüberziehenden Truppen zu halten. Während dieser militärischen Festlichkeit verehrte ihm Maitland öffentlich und im Namen des Königs zwei bronzene Feldschlangen und den Regierungspalast, welchen die Engländer seit ihrer Besitznahme erbaut und reich meublirt hatten.

So große Auszeichnungen kündigten von Seiten der Engländer geheime Absichten an, die Niemanden entgingen, am wenigsten dem scharfblickenden Manne, dem sie galten. Sie wollten den Oberanführer der Schwarzen bewegen, Domingo's Abhängigkeit von Frankreich aufzulösen; Maitland ging so weit, ihn mit dem Versprechen der Königskrone zu locken, wenn er bei seiner Thronbesteigung sich dazu verstehen wollte, zu Gunsten Englands einen ausschließenden Handelsvertrag zu unterzeichnen, und um diesem Anerbieten Nachdruck zu geben, versicherte jener, daß eine starke englische Eskadre jederzeit in den Häfen und an den Küsten zum Schutz bereit sein würde.

Toussaint war ehrgeizig, aber auch ein durchdringender Politiker; vielleicht hielt ihn auch ein Gefühl von Ehre ab. Kurz, er schlug die glänzenden Anträge der englischen Regierung aus; sei es, daß er sich schämte, Frankreich und die Revolution, welche die Neger für frei erklärt hatte, an Feinde zu verrathen, die sich nicht einmal die Mühe gaben, ihre eigennützigen Absichten zu verbergen; sei es, daß die Nachrichten von den Niederlagen der Engländer in Egypten, ihre Unzulänglichkeit gegen die Gewaltschritte Bonaparte's und ihre hastige Räumung der Colonie Zweifel erregten an der Kraft ihres zugesagten Beistandes. Daß und warum sich aber Toussaint unter diesen Umständen gleichwohl so tief mit den Engländern einließ, läßt sich leicht erklären, wenn man seine Lage näher ins Auge faßt. Es schmeichelte nicht nur seinem Ehrgeize, durch die Vorspiegelung eines Vergleichs mit

England Hédouville zu demüthigen, der ihn in dem Fluge seiner Entwürfe herabziehen wollte; sondern er brachte dadurch auch unmittelbar den Negern den stärksten Begriff von seiner persönlichen Wichtigkeit bei, und bereitete Frankreich zugleich von weitem auf die Dinge vor, deren Ausführung von ihm zu erwarten stand; nicht zu erwähnen, daß er sich auf diese Weise im schlimmsten Falle immer noch eine Hinterthür offen ließ, durch die er hinaustreten konnte, wann es ihm beliebte. Uebrigens meinte er es mit den Engländern gewiß nicht aufrichtiger, als mit den Franzosen; das Ziel aller seiner Bestrebungen war unausgesetzt Domingo's Freiheit und seine Herrschaft über dasselbe.

Nach dieser fruchtlosen Zusammenkunft schickte sich Maitland an, Toussaint's Besuch zu erwiedern. Im Vertrauen auf den Charakter dieses Oberanführers begab er sich in das französische Lager, bloß von zwei Offizieren begleitet. Das Lager war beträchtlich weit von der Stadt entfernt und die ganze Gegend der Durchreise von Negern, den geschwornen Feinden der Engländer, besetzt. Der Commissär Roume, ein Irländer von Geburt, der als solcher die Engländer vielleicht noch lebhafter haßte, als vermöge seiner politischen Stellung, fand die Gelegenheit zu günstig, um sie entschlüpfen zu lassen. Er rieth Toussaint schriftlich, Maitland als Gefangenen zurück zu behalten. Dieser hatte noch nicht die Hälfte seines Weges zurückgelegt, als er von einer ihm ergebenen Person die dringende Mahnung erhielt, wieder umzukehren; auch wurde dabei des von dem Commissär geschriebenen Briefes

gedacht. Der Engländer wankte einige Augenblicke, aber eine edle Zuversicht und vielleicht auch die gewichtige Hoffnung, das Oberhaupt der Schwarzen doch noch für England zu gewinnen, siegten über die Warnungen der Vorsicht; er reiste weiter und kam im französischen Lager kurz nach Roume's Briefe an. Toussaint hielt denselben in der Hand, als Maitland zu ihm ins Zelt geführt wurde, er überreichte dem feindlichen General das Schreiben, und als dieser es gelesen hatte, ungewiß über die weitern Entschließungen seines Gegners, übergab ihm der letztere einen andern Brief, der die Antwort an den Commissär enthielt, und worin er die unwürdigen Rathschläge desselben mit gebührender Verachtung und Entschiedenheit zurückwies.

Maitland kehrte mit seinen Begleitern von dem Mole unverrichteter Sache zurück; es blieb ihm von allen seinen Bemühungen nichts übrig, als Schaam über seine wiederholten falschen Schritte.

Toussaint's Ansehen war durch diese Vorgänge noch höher gestiegen, er ließ jetzt aus eigener Kraft eine allgemeine Amnestie bekannt machen. Während in Frankreich die Kirchen geschlossen waren, und der katholische Cultus den theophilanthropischen Träumereien des Lareveillère-Lepeaux gewaltsam weichen mußte, versammelte Toussaint das Volk zur öffentlichen Andacht, befahl, das Te Deum zu singen, nach demselben bestieg er die Kanzel, verkündigte die erfolgreichen Siege der Republik über ihre Feinde in Europa und auf St. Domingo, und sicherte in seinem Namen allen denen Verzeihung zu, die den Engländern beigestanden hatten —

wogegen Hédouville eben dieselben achtete — er fügte hinzu, daß sie nur ein Mittel hätten, ihr Unrecht in Vergessenheit zu bringen, nämlich sich nach ihren Wohnungen zurückzuziehen, um dort friedlich dem Anbaue des Bodens zu leben.

Nun durchstrichen die Schwarzen das Land, um diejenigen Eigenthümer, die sich nicht an dem festgesetzten Tage in ihren Besitzungen eingefunden hatten, zur Rückkehr zu nöthigen. Die Mannszucht dieser Leute war bewundernswürdig und gereichte Toussaint zu großem Ruhme. Die Mäßigung, welche er bei allen diesen Geschäften zeigte, unterwarf ihm auch den Stolz der Kreolen; dieselben Menschen, denen er noch Tages vorher ein Räuber gewesen war, bewiesen ihm einen Tag später ihre Ehrfurcht; denn sie hofften durch sein Ansehen von den Schwarzen, die ihm allein gehorchten, die Wiederkehr des Gehorsams zu erhalten.

Der General Hédouville, der nirgends mehr etwas galt, beklagte sich schriftlich gegen Toussaint; dieser antwortete durch Proklamationen an das Heer im Geiste einer tiefen religiösen Salbung und einer großen politischen Duldung. Das hieß Hédouville in eine falsche Stellung bringen, denn es wäre gefährlich gewesen, gegen das abergläubische Volk, welches den Ereignissen gebot, die erkünstelten frommen Gesinnungen Toussaint's zu mißbilligen und die von ihm erklärte Amnestie anzugreifen.

Alle diese Maßregeln verdoppelten das Ansehen des schwarzen Oberanführers bei den Ausgewanderten in allen Klassen und bei denjenigen Kreolen,

welche es mit den Engländern gehalten hatten und denen Hédouville mit Aechtung drohete; Toussaint hatte seinen Einfluß über die Schwarzen dergestalt vermehrt, daß sie in Allem, was er, selbst zu ihrem Nachtheile, den Weißen bewilligte, nur Handlungen der Gerechtigkeit sahen. So schienen sich denn die lange gespaltenen Parteien einander wieder zu nähern, während sie sämmtlich von dem französischen General zurückwichen. Dieser beschloß endlich, Toussaint und Rigaud unter einem scheinbaren Vorwande nach dem Cap zu berufen; der letztere, welcher die Einladung und zugleich die Folgen seines Ausbleibens umgehen wollte, ließ durch geheime Boten die Bezirke aufwiegeln, die ihm am meisten ergeben waren, um Hédouville zur Rückkehr nach Frankreich zu zwingen.

Der General Rigaud begab sich auf dem Wege zum Cap nach Port-au-Prince. Wie glaubwürdige Zeugen melden, so setzte die Besorgniß von der Vereinigung Rigaud's mit dem Geschäftsführer des Direktoriums Toussaint in mannigfaltige Bewegungen, die er durch seine mündlichen Aeußerungen deutlich genug verrieth, wie künstlich er auch nach dem Scheine der Unbefangenheit strebte. „Laßt — so sagte er zu den Personen seiner Umgebung — laßt Rigaud sich immerhin den Befehlen des Direktoriums fügen; seid ihr nur ruhig und entfernt euch.“ Nur einige von den Anwesenden blieben bei ihm, gegen die er mit einer dumpfen und hohlen Stimme fortfuhr: „Ich könnte ihn verhaften lassen, aber Gott behüte mich davor! Ich brauche Rigaud . . . . . Er ist heftig, er sagt mir für

den Krieg zu . . . . und dieser Krieg ist mir nothwendig. Das Geschlecht der Mulatten ist dem meinigen überlegen. Wenn ich demselben Rigaud entzöge, so würde es vielleicht einen bessern Anführer als ihn finden. . . ." Ich kenne Rigaud, er verläßt sein Pferd, wenn er galopirt, er zeigt seinen Arm, wenn er schlägt. — Ich, ich galopire auch, aber ich weiß auch auf der Stelle anzuhalten, und wenn ich schlage, so fühlt man mich, aber man sieht mich nicht. Rigaud weiß nur Aufstand durch Blut und Metzelei zu erregen: ich, ich verstehe es auch, das Volk fortzureißen. Rigaud seufzt, wenn er das aufgewiegelte Volk in Wuth sieht; ich dulde die Wuth nicht: wenn ich erscheine, muß alles zur Ruhe zurückkehren."

Die Umtriebe Toussaint's und des Obersten Moyse, seines Neffen und Laurers, bewegten die schwarze Garnison vom Fort-Dauphin zum Aufruhre. Toussaint erschien persönlich im Mittelpunkte der Empörung, redete die Truppen an, und führte sie gegen das Cap. Er kam des Nachts bei dem Fort Belair an. Die Lärmkanone feuerte: andererseits schlug man in der Stadt den Generalmarsch und die Truppen verfügten sich auf ihre Posten. Man sah dem Kampfe entgegen, allein der General Hedouville schiffte sich ein, um unnützes Blutvergießen zu vermeiden, und nahm die Fahrzeuge auf der Rhede mit sich; ihn begleiteten 1500 bis 1800 Personen von allen Farben. Von dem Schiffe, das er bestiegen, ließ er eine Proklamation ergehen, in welcher er den Eingebornen Toussaint's Entwürfe zu erkennen gab, die, wie er behaup-

tete, durch Einverständniß mit den Engländern und andern Verbündeten auf eine längst angelegte Revolution abzweckten.

Hédouville war noch nicht unter Segel gegangen, als Toussaint schon Besitz vom Cap nahm; seine erste Sorge ging dahin, sein Betragen bei dem Direktorio in einem Schreiben zu rechtfertigen. Er stellte sich darin mit vielem Geschicke als das unschuldige Opfer feindseliger und gefährlicher Eingriffe dar, wälzte alle Schuld auf Hédouville, berührte mehrmals seinen früher geäußerten Wunsch, den Befehl niederzulegen, und versicherte dabei in eben so bestimmten als ehrerbietigen Ausdrücken seine unverbrüchliche Treue gegen die französische Republik. Daß er trotz seiner feierlichen Betheuerungen des Gegentheils nach der vollen Unabhängigkeit St. Domingo's strebte, war ausgemacht; wenn Hédouville's Anklage ihn von dieser Seite traf, so war sie vollkommen begründet.

Unter diesen Umständen war der Bruch zwischen den Negern und Farbigen unausbleiblich.

Der Commissär Roume, der nach der Abreise Hedouville's den Namen eines Geschäftsführers des Direktoriums angenommen hatte, berief die beiden Häupter der Colonie nach Port-au-Prince, in der Absicht, ihre Meinungen auszugleichen und eine offene und aufrichtige Versöhnung herbeizuführen; aber der General Rigaud, der erst ganz neuerlich durch eine Beschränkung seines militärischen Einflusses empfindlich beleidigt worden war, zeigte wenig Neigung, Toussaint als seinen Obern anzuerkennen; er lehnte jede Verbindung mit ihm

ab, und von diesem Bruche bis zu den ersten blutigen Auftritten war nur noch ein kleiner Schritt für Männer, die sich schon so lange als Feinde und Nebenbuhler gegenüber gestanden hatten.

Die Farbigen, voll Schrecken, daß der oberste Befehl in die Hände eines Afrikaners gelegt werden sollte, versammelten sich haufenweise unter Rigaud's Fahnen; auch die Schwarzen griffen zu den Waffen; auf beiden Seiten herrschte gleiche Erbitterung. Beide Parteien trugen Frankreichs Farbe und behaupteten für dasselbe zu streiten. Die Weißen wurden bei diesem Kampfe fast für nichts gerechnet: sie neigten sich nach ihrem Vortheile und ihrer Meinung bald hierher, bald dorthin; als Bundesgenossen waren sie viel zu unzuverlässig, als daß man sie in Anschlag bringen konnte.

Der Krieg hatte unter den blutigsten Vorzeichen angefangen; auf Rigaud's Befehl war bei der Plünderung von Léogane, welche Stadt man seiner Herrschaft eben entrissen hatte, Alles, ohne Unterschied des Alters, des Geschlechts und der Farbe, niedergemacht worden. Bei der Nachricht von dieser Metzelei hatte Toussaint die Kanzel bestiegen, seine Abreise angekündigt, seine Siege, den Fall Rigaud's und den Untergang der Farbigen vorhergesagt mit dem Zusatze: „Ich sehe es, ich lese es im Grunde eures Herzens, daß ihr bereit waret, euch gegen mich zu empören; aber wenn auch alle Truppen für jetzt den Westen der Insel verlassen müssen, so lasse ich doch daselbst mein Auge und meinen Arm zurück: mein Auge, das euch zu bewachen, meinen Arm, der euch zu erreichen wissen

wird." Die Farbigen verließen bestürzt und betäubt die Kirche und zogen sich in ihre Wohnungen zurück; dagegen vertheidigten ihre Brüder im Süden mit Stolz und oft mit Erfolg die Zugänge ihres Gebiets; alle Unterhändler Toussaint's, die in Rigaud's Gewalt fielen, wurden umgebracht, ohne daß der Feind deßhalb in seinen Angriffen und den Grausamkeiten der Wiedervergeltung ermattete. Bald hätte ein unvorhergesehenes Ereigniß Toussaint und die Partei der Schwarzen ins Verderben gestürzt; man hatte eine ausgedehnte Verschwörung angesponnen, deren Verzweigungen sich über den ganzen Theil der Colonie verbreiteten, wo Toussaint befehligte. Diese Meuterei scheiterte jedoch im Augenblicke der Ausführung und erhöhte nur noch mehr die Gewalt desjenigen, den sie zu Boden schlagen sollte.

Schon glaubten die Verschwornen mit ihrer Unternehmung am Ziele zu sein, als Toussaint, von allen Vorgängen unterrichtet, die Verhaftung und Hinrichtung der Verräther befahl, vom Port-au-Prince gegen den Norden eilte, stürmend über die Brücke von Esther ging, auf die überraschten Farbigen losstürzte, die weißen Gefangenen von Gonaïves und Gros-Morne befreite und sich des Mole von St. Nicolas bemächtigte.

Die Farbigen des Nordens, sämmtlich in die Verschwörung verwickelt, wurden auf eine furchtbare Weise verfolgt: nichts kündigte das Ende ihres Unglücks an, als Toussaint unvermuthet auf dem Cap eintraf. Die Gefangenen glaubten, daß er sie zum Tode verurtheilen würde: er ließ alle Ein-

wohner in der Kirche versammeln, zugleich mußten sich alle Civil- und Militärbehörden daselbst einfinden. Die schwarze Garnison umringte den Platz und vor dem aufgestellten Piquet in der Kirche standen die Farbigen fast ganz nackt und in der tiefsten Seelenangst. Toussaint verfügte sich an die Spitze seiner Truppen, sprach mit Salbung ein pomphaftes Lob über die Verzeihung der Beleidigungen aus und verkündigte gleich darauf die Begnadigung und Freiheit der Mulatten, indem er jedem Einzelnen Kleider und Geld zustellen ließ, um sich zu seinen Brüdern begeben zu können, die, wie er sagte, litten und sie mit Ungeduld erwarteten.

Diese unverhoffte Handlung der Gnade brachte eine allgemeine Begeisterung hervor: der Urheber derselben wurde beim Herausgehen aus der Kirche mit Segenswünschen empfangen; doch that die Großmuth Toussaint's nicht alle die Wirkung, auf welche er mit Sicherheit gerechnet hatte, da die Farbigen, welche noch unter den Waffen standen, die Feindseligkeiten fortsetzten. Man stellte ihnen zum Kampfe die Weißen des Nordens und Westens entgegen, die es nicht wagten, diesen Dienst zu verweigern. So viel Lob übrigens Toussaint durch seine Maßregeln der Schonung und Milde verdient, so darf man sie doch nicht lediglich und rein auf Rechnung seines Herzens setzen; die Klugheit hatte vielleicht eben so viel Antheil daran; denn in Fällen, wo er in der Strenge seinen Vortheil fand, ließ er ihr freien Lauf, selbst bis auf die Gefahr der Voreiligkeit.

Als Roume, der Geschäftsführer des Direk-

toriums, sah, daß alle seine Anstrengungen, das Feuer dieses innern Krieges zu löschen, umsonst waren; so sandte er Vincent, den Brigadechef des Geniewesens, nach Frankreich, mit dem Auftrage, der Regierung Rechenschaft abzulegen von dem unglücklichen Zwiespalte der beiden Oberanführer in der Colonie. Der Krieg raste darum nicht weniger auf beiden Seiten mit furchtbarer Erbitterung fort.

Rigaud's Partei erlag auf die Länge der Mehrzahl, man entriß ihm einen Platz nach dem andern und warf ihn bis auf Cayes zurück; zuletzt blieb ihm gegen den Feind kein anderer Ausweg übrig, als das ganze Land, welches er aufgeben mußte, hinter sich in eine zweite Wüste zu verwandeln; und die Anwendung dieses Hilfsmittels schärfte er den Unterbefehlshabern mit der dringenden Wendung ein, keinen Baum im Rücken zu lassen, der nicht die Wurzeln in der Luft hätte. Der Schrecken der Verheerungen stieg noch durch das Elend einer Hungersnoth, welche täglich ganze Schaaren von Menschen wegraffte.

Toussaint ging eben damit um, seinen Nebenbuhler in seinen letzten Verschanzungen zu überwältigen, als er die Rückkehr Vincent's vernahm, der zu einer aus Frankreich gesandten Deputation gehörte, die nebst ihm der Mulatte Raymond und der General Michel bildeten. Toussaint kannte diese drei Abgesandten, er hatte ihnen öfter Interesse und Vertrauen bewiesen: nichts destoweniger versicherte er sich ihrer Personen, mit Ausnahme Raymond's, um zu erfahren, ob sie nicht in geheimen Absichten erschienen, und um hinter den Inhalt

der Depeschen zu kommen, deren Ueberbringer sie waren. Mögen seine einseitigen Bewunderer diese Heldenthat gewaltthätiger Arglist immerhin mit Scheingründen entschuldigen, oder gar loben und sie ein Werk der Nothwendigkeit nennen; die Gerechtigkeit der Geschichte muß sie verwerfen. Der General Michel wurde auf der Straße von St. Domingo nach dem Cap und der Brigadechef Vincent in Morne, Roume auf dem Wege von St. Domingo nach Port-au-Prince verhaftet. Das Mißtrauen Toussaint's hatte den Gipfel erreicht; denn seit der Rückkehr Bonaparte's aus Egypten nach Frankreich war daselbst in der Regierung eine durchgängige Veränderung eingetreten; das Direktorium hatte der Herrschaft dreier Consuln Platz machen müssen, und von diesen ging jetzt das glaubhafte Gerücht aus, daß eine Flotte unter den Befehlen des Generals Sahuguet und des Contreadmirals Gantheaume, deren Endbestimmung die Verstärkung der Truppen in Egypten sei, ihren Lauf nach dem nördlichen Ocean und auf St. Domingo richte.

Die Abgeordneten kamen auf dem Cap an; sie setzten Toussaint amtlich in Kenntniß von den politischen Veränderungen des Mutterlandes: sie erklärten ihm zugleich, daß er von den Consuln als Oberanführer der Armee bestätigt sei, und daß Roume die oberste Leitung der bürgerlichen Angelegenheiten übernehmen solle.

Diese Bestätigung ließ Toussaint ziemlich kalt; sein Stolz empfand es übel, daß der erste Consul Bonaparte nicht besonders an ihn geschrieben hatte;

auch der Inhalt der angekommenen Regierungsbeschlüsse behagte ihm so wenig', daß er sich weigerte, die folgende Proklamation drucken zu lassen:

„Die Consuln der französischen Republik an die Bürger von St. Domingo.

„Bürger, eine Constitution, die sich nicht gegen vielfache Verletzungen behaupten konnte, ist durch einen neuen Gesellschaftsvertrag ersetzt worden, der auf Befestigung der Freiheit abzweckt."

„Der 91ste Artikel desselben besagt, daß die französischen Colonien durch besondere Gesetze regiert werden sollen."

„Diese Einrichtung fließt aus der Natur der Verhältnisse, aus der Verschiedenheit des Klima's."

„Für die Einwohner der französischen Colonien in Amerika, Asien, Afrika kann nicht ein und dasselbe Recht gelten."

„Die Verschiedenheit der Gewohnheiten, der Sitten, der Interessen, des Bodens, des Anbaues, der Erzeugnisse erfordert auch eine Verschiedenheit in der Bestimmung der Regierung."

„Eines der ersten Geschäfte der neuen Gesetzgebung wird die Abfassung der Gesetze betreffen, denen ihr zu folgen habt."

„Weit davon entfernt, euch in Unruhe zu versetzen, werden dieselben euch die Tiefe und Weisheit der Ansichten zu erkennen geben, welche die Gesetzgeber Frankreichs leiten."

„Indem die Consuln der Republik euch von dem neuen Gesellschaftsvertrage benachrichtigen, erklären sie zugleich, daß die geheiligten Grundsätze der Freiheit und der Gleichheit der Schwarzen niemals

unter euch eine Verletzung oder Abänderung erfahren werden."

„Wenn es in der Colonie übelgesinnte Menschen gibt, wenn gewisse Leute Verbindungen mit den feindlichen Mächten unterhalten; so erinnert euch, brave Schwarzen, daß allein das französische Volk eure Freiheit und die Gleichheit eurer Rechte anerkennt."

Diese Proklamation war bei weitem nicht im Stande, unter den Schwarzen die Ruhe herzustellen, da sie einer neuen Gesetzgebung das Geschäft vorbehielt, den Zustand und die bürgerliche Regierung der Colonie zu ordnen. Toussaint empfing den General Michel kalt; dieser hatte eine ganz andere Aufnahme gehofft und säumte nicht, nach Frankreich zurückzukehren. Jener reiste nach dem Süden, theils in der Absicht, der Armee bekannt zu machen, daß er in der obersten Kriegswürde bestätigt sei, theils um den Widerstand des Generals Rigaud vollends zu vernichten.

Der Brigadechef Vincent führte diese eben so gefährliche als schwere Unternehmung mit muthiger Geistesgegenwart aus. Bloß begleitet von Einem Schwarzen und Einem Farbigen, warf er sich in ein Boot; ein Geleitsbrief des Regierungsagenten Roume war die einzige Gewähr, die er für seine Absicht aufweisen konnte.

Der General Rigaud hatte nicht sobald die Befehle der Republik erfahren, als er sich allen Ausbrüchen eines blinden Zornes überließ. Vincent lief Gefahr, das Opfer dieser ersten Entrüstung zu werden; er hatte sich indessen aus kluger Fürsorge

mit einem Briefe des jungen Rigaud versehen, der von ihm mit zarten Rücksichten überhäuft worden war, und schriftlich gegen seinen Vater in Rücksicht auf den französischen Abgesandten die dankbarsten Gesinnungen an den Tag legte. Der Anführer der Mulatten verschlang diesen Brief begierig: sein Zorn sank schnell oder er kehrte vielmehr die Wuth, den Wohlthäter seines Sohnes nicht bestrafen zu können, gegen sich selbst; die Umstehenden hielten ihm den Arm, mit welchem er sich Schläge versetzen wollte.

Die Einwohner von Cayes waren der langen Belagerung müde; die Friedenshoffnung, welche die Ankunft Vincents verbreitete, nahm ihnen vollends ihre kriegerische Stimmung, und Rigaud merkte bald, daß sein Ansehen dahin war.

Gezwungen, der Gewalt der Ereignisse zu weichen, und außer Stande, den Gedanken zu ertragen, einem Schwarzen zu gehorchen, flüchtete er sich mit Pétion und einigen Befehlshabern seiner Partei nach Frankreich. Die übrigen Anführer der Farbigen gingen unter Segel und verbreiteten sich in dem Archipel der Antillen; solches Ende nahm der Krieg im Süden von St. Domingo, und mit diesem Kriege verschwanden die letzten Spuren eines Widerstandes gegen Toussaint's Willen.

Die ausgesprochene Amnestie, die man auf eine große Anzahl von Personen ausgedehnt hatte, reichte indessen nicht hin, die Farbigen über ihr Schicksal zu beruhigen; die ausgezeichnetsten unter ihnen im Süden nahmen die Flucht; nur wenige

blieben zurück, größtentheils Kinder, Weiber oder untergeordnete Menschen, welche ihre niedrige Stellung gegen die Stürme der Revolution zu sichern schien. Zum ausführenden Werkzeuge seiner Rache hatte Toussaint den schwarzen General Dessalines gewählt, den wildesten unter allen den Leuten, die nach dem plötzlichen Uebergange von der ungerechtesten Unterdrückung zu den Genüssen der Freiheit sich jetzt allen Zügellosigkeiten überließen. Toussaint hat durch die Anstellung dieses wüthenden Schwarzen der Welt bewiesen, daß seine Mäßigung und Schonung oft nur aus trüben Quellen flossen; er wollte die Früchte der Grausamkeit ernten, aber den Haß und den Abscheu, welcher sie nothwendig erregt, mit arglistiger Selbstsucht auf das Haupt des Schnitters wälzen, dessen Hände vom Blute trieften. Dessalines durchzog die Wohnungen, begleitet von seinen Trabanten oder vielmehr von seinen Henkersknechten, und umgeben mit allezeit dienstfertigen Marter- und Mordwerkzeugen. Die geringste Strafe, welche er vollzog, bestand in Peitschenhieben. Den Strick oder Säbel brauchte er ohne Unterschied. Doch diese Mittel der Hinrichtung wirkten zu langsam und die ausersehenen Opfer waren zu zahlreich; bald wurden die blutigen Ersäufungsfeste (noyades) von Nantes im offenen Meere unter dem tropischen Himmel erneuert; die französische Revolution lebte gleichsam in einem Nachspiele auf St. Domingo fort; mehr als zehntausend Mulatten von jedem Alter und Geschlechte ließ Dessalines auf seinen Befehl umbringen. Als Toussaint glaubte, daß

man genug gewürgt habe, so nahm er wieder den gewohnten Schein der Milde an, die er auf dem Cap erkünstelt hatte. Er arbeitete unermüdet an der Befestigung seiner Macht, empfing mit Güte diejenigen unter den alten Colonisten, welche am stärksten den Vorurtheilen der verschiedenen Kasten angehangen hatten, führte wenigstens einige Zeit den gregorianischen Kalender wieder ein, der in Frankreich abgeschafft war, und knüpfte unter den Schaaren von Ausgewanderten, die in der Colonie geblieben waren, die subalternen Offiziere an seine Person. Seine Achtung gegen die Priester erhöhte täglich die Aufmerksamkeit der Geistlichkeit gegen ein Oberhaupt, das so sichtbar Einrichtungen begünstigte, welche das Mutterland noch immer von sich stieß; und während Toussaint der französischen Regierung durch einen geheimen Agenten versichern ließ, daß die Religion für ihn nur eine politische Maske sei, wurde er in allen Predigten als der heiligste Mann des Jahrhunderts gepriesen.

Bald umgab er sich aus Politik, um die Seinigen zu blenden und die Weißen zugleich in Furcht zu setzen, mit einer Garde, die er auf den Fuß der ehemaligen königlichen Gardes-du-corps kleidete; er bildete sie, so weit es ihm möglich war, aus Leuten der alten französischen Regierungsperiode und aus berühmten Geschlechtern, die bereit waren, durch ihren Glanz die dunkele Abkunft des Emporkömmlings zu decken. Diese Garde war zahlreich: denn noch gab es in Frankreich keine Kaiserregierung, die später so begierig um die Dienste der Ausgewanderten warb. Alle diese Kreaturen ver-

kündigten und wiederholten um die Wette das Lob ihres Herrn und Meisters. Toussaint huldigte durch diese Maßregel der Klugheit und Eitelkeit demselgen pomphaften Gaukelspiel, dem später auch Bonaparte aus gleicher Schwachheit und Absicht nicht widerstehen konnte; in sofern gehört wenigstens dem Neger vor dem Korsen der kleine Ruhm der Originalität.

Seit dem Abzuge der Engländer hatte sich Toussaint sehr thätig damit beschäftigt, die Verwaltung auf feste und dauerhafte Grundlagen zurückzuführen; es kamen ihm hierbei Köpfe zu Hilfe, die durch ihre Kenntniß und Thätigkeit in dem Geschäfte der Verwaltung das Finanzsystem kräftig entwickelten. Die Verwüstungen des Krieges hatten fast alle Besitzungen ihrer Herren entblößt und viele unter jenen für die Nachfolge erledigt. Man verpachtete die verlassenen Güter gegen starke Zinsen an obere Militärpersonen: die Besoldung der Regimenter wurde von den Erzeugnissen des Anbaues abhängig gemacht, dem sich die Soldaten unterziehen mußten; der Vortheil auf der einen und die Macht auf der andern Seite beschleunigten die Arbeiten.

Die Bergwerke im Norden und Westen hatten sich, troß der Unfälle im Süden, wieder gehoben. Die Entfernung Rigaud's und seiner Anhänger gab auch die Provinz des Südens dem Anbau zurück, wo dieser General in früheren Zeiten und ungeachtet seines Krieges mit den Engländern die Benuzzung des Bodens aus allen Kräften befördert hatte. Durch die lezen Ereignisse waren diese Gegenden

in den tiefsten Verfall gerathen; sie schienen sich wieder zu erholen, aber der Friedenszustand, mit dem ihr Gedeihen anfing, dauerte zu kurz, als daß sie sich hätten zu ihrem ehemaligen Gedeihen wieder erheben können.

Die weit zerstreuten Anbauer wurden zurückgerufen; sie ließen es sich gern gefallen, ihren Stolz unter die Oberherrschaft der Schwarzen zu fügen, gegen den Preis ihrer wiedererlangten Besitzungen und unter einem Herrscher, der ihnen außerdem eine Achtung erwies, welche er in gleichem Grade den Leuten seiner eignen Kaste versagte. Um diese Zeit rief Toussaint aus der Provinz Maryland in den vereinigten Staaten seinen alten Herrn Bayou de Libertas zurück, und überließ ihm die Pflanzung Breda, die derselbe früher verwaltet hatte, als Eigenthum.

Der General Pamphile-de-la-Croix hat über das Privatleben Toussaint's interessante Züge und Anekdoten mitgetheilt, die den seltenen Mann näher charakterisiren, welchen verschiedene Zeitgenossen mit Bonaparte haben vergleichen wollen.

Die Gesellschaftskreise Toussaint's — so erzählt der angeführte Schriftsteller — waren fest bestimmt; es gab große und kleine; bei den großen stand jedermann ohne Unterschied des Geschlechts auf, wenn er in dem Saale erschien, wo man vereinigt war. Er forderte die größte Ehrerbietung, besonders von den Weißen. Sah er einen weißen Offizier von guter Haltung, so rief er aus: „Schön! das ist die Art, wie man sich gut darstellt!“ Hierauf sagte er zu den Schwarzen: „Ihr Neger, strebt diesen

Männern nach und lernt, euch gehörig darzustellen; dergleichen zeigt, was es heißt, in Frankreich erzogen zu sein: meine Kinder werden eben so erscheinen."

Von den Frauen, besonders von den weißen, verlangte er eine große Sittsamkeit. Er gab den letzteren immer den Titel Madame, die farbigen und schwarzen Frauen nannte er bloß Bürgerinnen und sprach mit ihnen äußerst selten. Die kleinen Gesellschaftskreise bestanden in öffentlichen Unterhaltungen, die alle Abende Statt hatten; er erschien dabei in der Kleidung der ehemaligen Pflanzer, in Pantalons und einer weißen Weste von der feinsten Leinwand, mit einem Madrastuche um den Kopf. Nachdem er im Saale die Runde gemacht und mit jedermann gesprochen hatte, ließ er diejenigen Personen in ein Nebenzimmer treten, mit welchen er den Abend zubringen wollte. Er unterredete sich mit ihnen über die Wohlfahrt des Staats, über den Anbau des Landes, Religion, Handel und niemals über politische Neuigkeiten. Wollte er, daß man sich entferne, so stand er auf und verneigte sich tief, er begleitete die Gesellschaft bis an die Thür und beraumte denjenigen mündliches Gehör, die ein solches begehrten. Dann schloß er sich mit seinen Sekretairen ein und arbeitete gewöhnlich bis tief in die Nacht.

Es machte ihm ein besonderes Vergnügen, die Schwarzen, denen er Gehör gab, in Verlegenheit zu setzen. Er stellte sich gegen diejenigen gütig, deren Verwirrung aus Ehrfurcht und Bewunderung herrührte. Wenn der Schwarze ihm mit einiger

Sicherheit antwortete, so ging er darauf aus, ihm in einem harten Tone eine Frage über den Catechismus oder den Landbau vorzulegen; außer Fassung gesetzt, wußte dieser dann nicht, was er erwiedern sollte. Toussaint ermangelte nicht, die Bestürzung desselben noch zu vergrößern, indem er ihm seine Unwissenheit und Unfähigkeit hart verwies. So hat man ihn zu den Schwarzen und Farbigen sagen hören, wenn sie als Richter angestellt sein wollten: „Ich will euch willfahren, weil ich voraussetze, daß ihr Latein versteht.“ — Nein, mein General. — „Wie, ihr wollt Richter sein, und ihr versteht nicht Latein?“ Dann überschwemmte er sie mit einem Strom lateinischer Wörter, die er aus den Psalmen oder sonst wo auswendig gelernt hatte und die nicht in der geringsten Beziehung zu dem gegenwärtigen Vorfall standen. Die Weißen hielten ihr Gelächter zurück, weil man in Gegenwart Toussaint's nicht zu lachen pflegte, und die Schwarzen entfernten sich, beruhigt, daß sie nicht Richter geworden, und überzeugt, daß ihr Obergeneral Latein verstehe.

Wie viele außerordentliche Menschen, hatte auch Toussaint die Schwachheit, seine Erhöhung in geheimnißvolle und unglaubliche Umstände hüllen zu wollen.. Ein Kapuziner hatte ihn in seiner Jugend lesen gelehrt, er wollte dieß nicht eingestehen. Mit einer Miene von Gutmüthigkeit und Zuversicht sagte er zuweilen: „Seit den ersten Unruhen auf St. Domingo fühlte ich, daß ich zu großen Dingen bestimmt war. Als ich diesen göttlichen Wink erhielt, war ich 54 Jahre alt; ich konnte

weder lesen noch schreiben; ich hatte einige Portugaleser; ich gab sie einem Unteroffizier des Capregiments, und Dank sei es ihm, in einigen Monaten konnte ich meinen Namen schreiben und geläufig lesen.

„Die Revolution von St. Domingo ging ihres Weges fort; ich sah, daß die Weißen sich nicht würden halten können, weil sie unter sich getheilt waren und von der Ueberzahl erdrückt wurden: ich wünschte mir Glück dazu, ein Schwarzer zu sein. Ich mußte mir Bahn brechen, ich warf mich auf die Seite der Spanier, die den ersten Truppen meiner Farbe Schutz und Zuflucht gewährt hatten. Da dieser Schutz und diese Zuflucht nichts erzielten, freute es mich, daß Jean François zum Spanier wurde in derselben Zeit, wo die mächtige französische Republik die allgemeine Freiheit der Schwarzen verkündigte. Eine geheime Stimme sagte mir: da die Schwarzen frei sind, so brauchen sie einen Anführer und du bist das von Raynal verheißene Oberhaupt. Mit dieser Empfindung trat ich begeistert in den Dienst Frankreichs zurück; Frankreich und die Stimme Gottes haben mich nicht betrogen."

Umgeben von 1500 bis 1800 prächtig gekleideter Gardisten, während zugleich mehrere Hundert Pferde ausschließend zu seinem Dienste bereit waren, spielte Toussaint die Rolle eines Fürsten.

Mochte aber auch seine gesammte Umgebung und zwar auf seinen Befehl in Verschwendung und Glanz leben, so trieb er dagegen für seine Person die Mäßigkeit oft bis zur Entsagung. Sein eiserner Körper erhielt seine Kraft nur von dem gehär-

teten Stahl der Seele, und durch die Gewalt über sein Gemüth war er auch Herr seines Körpers geworden.

Er schlief nur zwei Stunden, die ungebändigte Lust zu herrschen, ersetzte Alles, sie war der Heerd seines Lebens. Hingestellt seit dem Anfange der Revolution auf St. Domingo in die Mitte empörter Sklaven, umschlichen von den Spaniern und Engländern, an Frankreich durch Politik gebunden, von allen bekämpft und in der Meinung, von jedermann betrogen zu werden, hatte er früh die Nothwendigkeit empfunden, den Augen der Welt undurchdringlich zu sein. Obschon ihn sein Alter in dieser Beziehung unterstützte, so hatte doch auch die Natur zu dem Ende viel für ihn gethan. Verstellung war der Grund seines Charakters. Man wußte niemals, was er that, ob er abreiste, ob er blieb, wohin er ging und woher er kam.

Dieser Politik verdankte er eines Tages sein Leben. Er hatte eben seinen Wagen verlassen, als Farbige, die im Hinterhalt lagen, gegen seine Begleitung ein lebhaftes Feuer richteten, den Wagen mit mehrern Kugeln durchlöcherten und den schwarzen Bedienten tödteten, der den Sitz seines Herrn eingenommen hatte.

Niemand hat besser als Toussaint den Schauplatz seiner Wirksamkeit und den Charakter der ihm Unterworfenen gekannt.

Seine Soldaten betrachteten ihn als ein außerordentliches Wesen, und die Landbebauer warfen sich vor ihm wie vor einer Gottheit nieder. Alle seine Generale zitterten bei seinen Blicken und selbst

Dessalines wagte nicht, ihm gerade ins Gesicht zu sehen. Die Mannszucht seines Heeres war strenger als unter den willkürlichsten europäischen Regierungen.

Toussaint schöpfte eben so sehr aus den Umständen als aus der Ueberlegung die Eingebungen seiner Politik. Keine Zeit hielt ihn ab, die verschiedenen Gebiete seiner Regierung zu durchfliegen; Alles sah er mit eigenen Augen; er sann, wann er galopirte; er sann sogar, wann er sich andächtig zu beten zwang.

Der politische Zustand von St. Domingo bietet um diese Zeit ebenfalls ein anziehendes Bild dar. Der Geist der Gesetzgebung hatte sich bis jetzt nur auf die Bedürfnisse der militärischen Verwaltung und des Landanbaues richten können. Es war der Regierung keine Zeit übrig geblieben zur Feststellung bürgerlicher Gesetze; dieser Mangel war jedoch nicht eben sehr fühlbar. Ungeachtet der fast ununterbrochenen, größtentheils innern Kriege, war die Bevölkerung unter dem Schirme der Freiheit merklich gestiegen, wogegen in den Zeiten der Sklaverei kaum die jährlichen beträchtlichen Einfuhren hinreichten, jene mit dem Bedarf an Landeserzeugnissen auf gleicher Linie zu halten.

Der Ertrag des Bodens hatte freilich abgenommen in dem Verhältniß von drei zu eins, verglichen mit den Schätzungen des Jahres 1789. Denn eine große Anzahl von Pflanzungen war dergestalt zu Grunde gerichtet, daß man sie hatte wieder urbar machen müssen, als wären sie noch unberührtes Land.

Die wichtigsten Stellen der Verwaltung wurden auf dem Wege der gemeinschaftlichen Bewerbung mit den alten Freien und den neuen schwarzen Freigesprochenen besetzt; und unter diesen, die erst kürzlich der tiefsten und grausamsten Erniedrigung entronnen waren, bemerkte man Talente und eine Feinheit, wie sie selbst unter den gebildeten Klassen nur selten gefunden werden.

Diese plötzliche Veränderung der Lage und das Gefühl des Stolzes, welches dieselbe so leicht hervorruft, hatten in diesen jungen Staatsverein den Luxus eingeführt, nebst dem Streben nach allen den Genüssen, welche er verschafft und vorspiegelt; er herrschte ohne Maaß und Ziel. Aller Reichthum der Insel befand sich in einigen wenigen Händen und diese Hände hatten zugleich auch Theil an der öffentlichen Gewalt. Der Glanz der europäischen Tafeln wurde in den Hôtels dieser noch halb barbarischen Gebieter nachgeäfft, ihre Gesellschaftskreise erinnerten an die Gewohnheiten und strebten nach den Manieren der ehemaligen Pflanzer; jeder Gegenstand der Unterhaltung wurde ohne besonderes Interesse behandelt, der einzige ausgenommen, welcher die überstandene Sklaverei betraf.

Reisende, welche St. Domingo im Anfange des neunzehnten Jahrhunderts besucht, desgleichen Militärpersonen, die in den Begebenheiten dieses Zeitabschnitts eine Rolle gespielt haben, versichern einstimmig, daß in den geselligen Kreisen der Schwarzen unter den Männern im Allgemeinen Artigkeit und unter den Frauen Leichtigkeit des Umganges und Eleganz herrschte; daß die Ver-

hältnisse zwischen den beiden Geschlechtern nicht ohne Würde und Reiz waren, und daß die Vorurtheile über die Verschiedenheit der Farbe nicht mehr in dem alten Ansehen standen, denn viele Afrikaner hatten Mulattinnen geheirathet, ohne daß ihre äußere Achtung und ihr häusliches Leben durch eine Verbindung litten, die wenige Jahre zuvor noch für eine Mißheirath galt.

Seitdem die Verwüstungen des Krieges nicht mehr wütheten, waren auch die verschlossenen Kirchen wieder geöffnet und die öffentlichen zerstörten Gebäude wieder aufgebauet worden. Die Wohlthat dieser Wiederherstellung erstreckte sich sogar bis auf die Theater. Der größte Theil der neuen Schauspieler bestand aus Schwarzen, und einige unter ihnen legten unverkennbare Proben von Talent in dem Lustspiele und der Pantomime ab. Der Geschmack für Musik war allgemein verbreitet, fast alle Instrumente wurden gespielt; man widmete sich jedoch vorzüglich der Guitarre und den Saiteninstrumenten.

Den öffentlichen Gebäuden fehlte es nicht an Eleganz, wiewohl sie oft gegen die architektonische Regelmäßigkeit verstießen.

Es gab auf dem Cap unter dem Namen eines Hôtel der Republik ein Gasthaus, dessen innerer und äußerer Luxus nicht hinter den reichsten Ein-

richtungen zurückblieb, die Europa in dieser Art aufzuweisen hat. Die Amerikaner des Festlandes und die vornehmen Schwarzen besuchten dasselbe; es war ihr Vereinigungspunkt. Jeder Zwang der gesellschaftlichen Formen war hier verbannt, um der vollkommensten Gleichheit Platz zu machen. Um denselben Tisch versammelten sich Privatpersonen und die Häupter des Staats, Offiziere von allen Graden, kurz, Menschen aus allen Ständen. Toussaint erschien oft daselbst und setzte sich, ohne weiter zu wählen, da nieder, wo er einen leeren Platz fand; denn er wiederholte oft, daß der Unterschied des Ranges nur für die Zeit des Dienstes gültig sei.

Vermöge des Basler Friedensvertrags zwischen Frankreich und Spanien 1795, trat diese letzte Macht der Republik den ganzen Theil von St. Domingo ab, welcher der spanische hieß; allein der schreckliche Krieg, welchen die Parteien seit sechs Jahren mit einander geführt hatten, legte der pünktlichen Erfüllung des Artikels Hindernisse in den Weg, und die Spanier waren noch immer thatsächlich Herren von St. Jago und der Stadt St. Domingo. Toussaint, seines Mitbewerbers Rigaud entledigt, der ihn erstlich beunruhigt hatte, war gesonnen, von dem spanischen Antheile Besitz zu nehmen; er drang demnach in Roume, den

Geschäftsführer der Republik, für diesen Distrikt der Insel einen Gouverneur zu ernennen. Roume faßte einen Beschluß ab, durch welchen er Toussaint bevollmächtigte, den General Agé nach St. Domingo zu senden, um daselbst im Namen des französischen Volks von dem ehemaligen spanischen Gebiete Besitz zu nehmen. Der General Agé, der ohne Truppen abgegangen war, fand die spanischen Behörden nicht gestimmt, den Zweck seiner Sendung anzuerkennen. Es kam zu einigen Unruhen in der Hauptstadt, und der französische Abgesandte war gezwungen, sich schleunig zu entfernen, um sich nicht persönlich dem Unwillen des Volkes auszusetzen. Als Toussaint Nachricht davon erhielt, ward er wüthend, und nachdem er Anstalten getroffen hatte, um sich mit bewaffneter Hand des Landes zu bemächtigen, wo man die Anerkennung seiner Macht verweigerte, schrieb er dem spanischen Gouverneur Garcia folgenden Brief, dessen Hauptstellen also lauten: „.... Ich behielt mir vor, an Sie zu schreiben, um von Ihrer Gerechtigkeit Genugthuung zu verlangen für die der Regierung in der Person eines ihrer Generale zugefügten Beschimpfung.... Ich melde Ihnen, daß ich den General Moyse, der die Division des Nordens befehligt, mit der Besitznahme beauftragt habe und zufolge der Ungebühr, welche die Re-

gierung in der Person des Generals Agé bei derselben Sendung erfahren hat, habe ich müssen den General Moyse von einer bewaffneten Macht begleiten lassen, die hinreicht für die Ausführung des Vertrags."

Die spanische Regierung empfing diesen Brief in derselben Zeit, wo eine Armee von 10,000 Mann ihr Gebiet überzog (1801); da sie die Unmöglichkeit des Widerstandes einsah, nahm sie ihre Zuflucht zu der alten Taktik, die den Spaniern im Anfange des Krieges so günstig gewesen war: sie antwortete Toussaint und erdrückte ihn fast in jeder Zeile mit überschwenglichen Titeln, aber dieser Kunstgriff war abgenutzt und die Schlinge zu grob, als daß sich ein Mann wie Toussaint konnte darin fangen lassen. Er bestand auf seinen Forderungen, drang fast ohne Schwertschlag in St. Domingo ein, und der Gouverneur Garcia schiffte sich, nachdem er eine Art von Kapitulation abgeschlossen hatte, nach Spanien ein.

Toussaint begab sich von St. Domingo nach verschiedenen Punkten seiner neuen Besitzung; denn für sich und nicht für Frankreich wollte er den ehemaligen spanischen Antheil behaupten. Ueberall wurden ihm auf seinem Triumphzuge die größten Huldigungen dargebracht, vorzüglich von Seiten der Geistlichkeit; sie ging ihm mit nackten Füßen

und processionsmäßigem Gepränge entgegen, und führte ihn unter einem Traghimmel durch die Straßen und über die öffentlichen Plätze. Toussaint vergalt ihr diese Erniedrigung durch ehrerbietige Aufmerksamkeit und mannigfaltige Begünstigungen. Der Einfluß, welchen er durch diese priesterlichen Gaukeleien über das Volk erhielt, entschädigte ihn reichlich für Opfer, die seiner klugberechnenden Sinnesart wenig oder nichts kosteten.

Die Steigerung des Binnenhandels, der jetzt so lebhaft wurde, als es die natürliche Trägheit der Spanier zuließ, war die erste Frucht, welche die Vereinigung der beiden Gebiete trug. Die ganze Insel gewann sichtbar durch die Gleichförmigkeit der Verwaltung, vorzüglich der spanische Antheil, dem jetzt Mittel der Verbindung zu Gebote standen, die ihm unter der vorigen Regierung verschlossen geblieben waren. Die Berge ebneten sich vor Toussaint, wann er Landstraßen brechen ließ, so wie überhaupt alle Hindernisse vor dem Bonaparte von St. Domingo verschwanden. Während auf seinen Befehl schöne Gebäude emporstiegen, widmete er zugleich der Rechtspflege eine unparteiische Sorge; Schwarze und Weiße fanden bei ihm dasselbe geneigte Gehör; er war der Beschützer seiner ehemaligen Mitsklaven und dessenungeachtet auch der Freund derer, die seinen unterdrückten Brüdern

und ihm selbst länger als ein halbes Jahrhundert das Joch einer schimpflichen Dienstbarkeit aufgelegt hatten.

Er verhehlte sich die Gefahren nicht, denen ihn seine Emporhebung aussetzte, er pflegte zu sagen: „Ich habe meinen Flug gegen den Schwungkreis der Adler genommen. Ich muß Klugheit brauchen, wenn ich mich wieder auf die Erde herabsenke; ich kann mich nur auf einem Felsen halten und dieser Felsen besteht in der Einführung einer Verfassung, welche mir die Macht verbürgen wird, so lange ich unter den Menschen wandeln werde."

Vergebens arbeitete der Brigadegeneral Vincent, der mit Leib und Seele an Frankreich hing, diesem Vorhaben entgegen; Toussaint stützte seine Antwort auf das Beispiel Bonaparte's, dessen Kühnheit vom Glück gekrönt worden sei. Der Verfassungsentwurf ging hauptsächlich von drei Männern aus, von Pascal, einem Nachkommen des berühmten Schriftstellers, dem die Welt, nebst einigen andern tiefsinnigen Werken, die unwiderstehlichen lettres provinciales verdankt, von dem Abbé Molière, dessen Familienname durch den ersten Lustspieldichter der Franzosen verherrlicht worden ist, und endlich von einem italiänischen Priester Marini. Dieser Verfassungsentwurf legte alle Gewalt der Re-

gierung in Toussaint's Hände, ernannte ihn zum Gouverneur und Präsidenten auf Lebenszeit und übertrug ihm die Wahl seines Nachfolgers und die Besetzung aller Aemter als ein Recht.

Vincent ging kurz vor seiner Abreise von St. Domingo in einer Unterredung mit Toussaint so weit, daß er den besagten Verfassungsentwurf geradezu ein Manifest gegen Frankreich nannte.

„Wohlan! ich gehe — so fuhr er fort — und derjenige, der Sie bei der Regierung am standhaftesten vertheidigt hat, wird nun statt gewisser Beweise, daß Sie verdienten, an ihm eine Stütze zu finden, nur Zeugnisse überbringen von der Hintansetzung der heiligsten Pflichten eines Mannes, den ich mit ganz anderen Farben geschildert habe! Welcher unseligen Rolle geben Sie mich preis? Ich hörte oft von Ihnen, daß Sie im Gespräch mit den Commissären Mirbeck, Roume und St. Leger diesen angeboten haben, Alles auf St. Domingo zur Ordnung zurückzuführen, wenn man sechszig Freilassungen zu Ihrer Verfügung stellen wollte. Jetzt sind alle Ihre Brüder frei durch den Willen und unter dem Schutze der mächtigsten Regierung. Sie verdanken Frankreich alle Ihre Rechte und Sie wagen ihm das Recht streitig zu machen, seine Colonie zu regieren! Geben Sie mir ein Verzeichniß Ihrer Waffenbrüder, die am meisten zur Hebung des An-

baues und zur Verjagung der Engländer beigetragen haben, und ich mache mich anheischig, für diese bei der Regierung Begünstigungen zu erhalten."

Toussaint schien, innerlich bewegt, einen Augenblick nachzudenken, und stammelte die Worte heraus, daß es ihm Vergnügen machen würde, einige seiner Kameraden belohnt zu sehen. Als Vincent ihn fragte, was er für sich selbst verlange, so antwortete er mit Lebhaftigkeit, als stürmte es in ihm auf: Er wolle nichts; er wisse sehr wohl, daß man ihm den Untergang geschworen habe; er wäre überzeugt, daß seine Kinder nie das Wenige genießen würden, was er für sie aufgespart habe, daß er aber noch nicht die gefangene Beute seiner Feinde sei. Er warf sich hierauf mit dem eiligsten Ungestüm und mit allen Zeichen der heftigsten Bewegung auf ein Pferd, das in einiger Entfernung für ihn bereit stand. Die zahlreiche Versammlung, die ihn theils erwartete, theils begleiten wollte, konnte ihn kaum mit Blicken verfolgen, so plötzlich war er verschwunden. Dem Brigadegeneral Vincent übersandte er unmittelbar nachher einen lakonischen Brief nebst einem Paquet an die französische Regierung; es enthielt die Abschrift der entworfenen Verfassung.

Man hat behauptet, Toussaint sey vorzüglich durch die geheimen Einwirkungen Englands be-

stimmt worden, St. Domingo von der Oberherrlichkeit Frankreichs loszureißen; allein diese Meinung ist nichts weiter als eine leere Voraussetzung, denn Toussaint kannte und haßte die englische Politik zu sehr, um sich von ihr leiten zu lassen; er hatte bei seinen bisherigen Schritten ihre Absichten und Wünsche immer nur soweit in Rechnung gezogen, als sie einen bequemen Deckmantel für sein eigenes selbstständiges Bestreben abgaben; sein Ehrgeiz duldete keinen fremden Einfluß: der Zeitpunkt der Entschädigung war gekommen; er wagte für St. Domingo zu werden, was Bonaparte in dieser Zeit für Frankreich war.

Der Friede von Amiens, bekannt unter dem Namen des Friedens von vierzehn Monaten, war eben zwischen Frankreich und England abgeschlossen worden. Es verging einige Zeit, ehe Toussaint auf sicherm Wege erfahren konnte, was die neue Consularregierung gegen ihn vorbereite; er sah jedoch voraus, was er von ihr zu fürchten habe, seine Aeußerungen gegen Vincent lassen daran nicht zweifeln. Er konnte nicht mehr zurück und hatte schon längst an den nöthigen Gegenanstalten gearbeitet. Diese betrafen besonders die Befestigung seiner Macht in den Augen und gegen die Angriffe seiner Feinde. Er verbarg sich keinen Augenblick den unvermeidlichen nahen Bruch; die kalte Zurückhaltung Bonaparte's war ein Fingerzeig, den er zu deuten wußte. Früher

hatte er gehofft, der erste Consul würde einen Blick der Neigung auf ihn werfen, es war ihm mitunter vorgekommen, als herrschte zwischen jenem und ihm eine natürliche Verwandtschaft der Empfindung. Er hatte einen Brief an Bonaparte geschrieben, mit den Anfangsworten: Der Erste der Schwarzen an den Ersten der Weißen; die Antwort war ausgeblieben; der beleidigte Stolz des ersten Consuls mochte an dem Stillschweigen eben so viel Antheil haben, als die Absicht, Toussaint, über den er in Gedanken bereits das Loos geworfen hatte, mit der angenommenen Miene der Geringschätzung als einen gemeinen Usurpator darzustellen.

Toussaint ließ sich durch diese ungünstigen Vorzeichen nicht außer Fassung bringen, mit seinem Muth stieg auch sein Eifer in den Regierungsgeschäften; keine besondere Rücksicht vermochte ihn von dem Pfade abzulenken, den sich sein unerschütterlicher Wille vorgeschrieben hatte. So wurde sein Neffe, der General Moyse, von einem Kriegsrath gerichtet, zum Tode verurtheilt und hernach erschossen, weil im Norden, wo er den Befehl führte, durch seine Nachlässigkeit eine Empörung ausgebrochen war; er hatte sich bei dieser Gelegenheit, so wie überhaupt vielfältig, als Toussaint's Widersacher gezeigt in Absicht auf das Wohlwollen, das dieser den Weißen schenkte. Man darf jedoch nicht verschweigen, daß Toussaint bei seinem gerichtlichen

Verfahren auch öfter sich übereilte. Als die Neger einer Pflanzung sich empört hatten, ließ er sie auf dem Waffenplatz des Cap versammeln und verur'theilte eine Anzahl derselben zum Tode, bloß nach einigen vorläufigen Fragen. Eine zweideutige Miene oder Antwort reichte ihm schon hin als Beweis der Schuld. Die Schlachtopfer, welche er bezeichnet hatte, murrten nicht, sie schlugen die Hände zusammen, senkten den Kopf, verbeugten sich demüthig vor ihm und gingen mit ihrem Verbrechen, bis zur Unterwürfigkeit überzeugt, ruhig in den Tod. Wahrscheinlich wollte Toussaint durch diese Strenge einen wohlthätigen Schrecken verbreiten; auch darf man ihm zutrauen, daß er durch sein früheres Zusammenleben mit Sklaven die Kunst gelernt hatte, sicher und schnell in den Herzen derselben zu lesen: immer aber bleibt seine grausame Raschheit ein trauriger Beweis von der Schwäche der menschlichen Natur auf dem Gipfel der Macht.

Ende des zweiten Bändchens.

Geschichte

des

Freistaats von St. Domingo, (Hayti)

von

D. Ferdinand Philippi,

Großherzoglich Sächsischem Hofrath.

Drittes Bändchen.

— Perit omnis in illo
Nobilitas, cujus laus est in origine sola.
Lucan.

Dresden
P. G. Hilschersche Buchhandlung.
1827.

